

2 | Juni 2012

εὐαγγελ

Magazin für missionarische Pastoral



„Wie tickt man in Mitteldeutschland?“

mit Beiträgen von:

Klaus Dicke

Jana Hensel

Elke Urban

Johann Michael Möller

Hellmut Seemann

Eberhard Tiefensee

Gerhard Feige

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

ISSN 2191-3781

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

über das Thema „Wie ticken die Mitteldeutschen?“ als Schwerpunkt unseres εὐαγγελ-Magazins für missionarische Pastoral kann man vielleicht mehrfach stolpern: Was ist eigentlich mit Mitteldeutschland gemeint – impliziert dieser Terminus etwa einen Anspruch auf ehemalige deutsche Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie? Was ist außerdem mit dem etwas flapsigen „ticken“ gemeint? Und was hat dieses Thema überhaupt mit missionarischer Pastoral zu tun?

Dieses Heft dokumentiert ein Hintergrundgespräch, zu dem die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral gemeinsam mit den Akademieleitern der Bistümer Magdeburg (Hans-Joachim Marchio), Erfurt (Hubertus Staudacher) und Dresden-Meißen (P. Clemens Maaß SJ) am 25. November 2011 in die klassizistische Aula der Volkshochschule Leipzig einlud (vgl. auch den Kurzbericht in εὐαγγελ 4/2011, S. 55 f.). Ziel dieser Veranstaltung war es, kirchliche Verantwortungsträger mit Vertreterinnen und Vertretern aus verschiedenen Bereichen des kulturellen Lebens zum Gespräch zusammenzubringen. Es ging darum, die gesellschaftliche und kulturelle Lage und die Mentalität der Menschen im mitteldeutschen Raum in den Blick zu nehmen. Mit „ticken“ ist also sowohl die Dimension des Denkens als auch des Fühlens gemeint – zwei Bereiche, die man zwar analytisch unterscheiden kann, die aber doch eng zusammenhängen und eigentlich nie getrennt voneinander auftreten.

Im Hintergrund dieser Veranstaltung stand die Hypothese, dass man nicht einfach von einer ostdeutschen Mentalität sprechen kann, sondern dass der mitteldeutsche Raum – also die Bundesländer Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen – eine eigene Prägung aufweist. Im Gegensatz zur Metropolregion Berlin, aber auch zu den stärker agrarisch geprägten Bundesländern Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern hat in Mitteldeutschland die historische Kleinstaatlichkeit ihre Spuren hinterlassen. So wird mit Mitteldeutschland –



selbstverständlich ohne irgendwelche revanchistischen Konnotationen – ganz selbstverständlich das kulturgeschichtlich reiche Gebiet dieser drei Bundesländer bezeichnet.

Die Veranstalter waren von der Überzeugung getragen, dass der Blick auf die Prägung und Mentalität der Menschen einer Region nicht nur eine notwendige Vorarbeit für pastorale Bemühungen ist (etwa in dem Sinne, dass man die Menschen besser verstehen muss, um ihnen wirkungsvoller das Evangelium ver-

künden zu können), sondern dass dies eine eminent pastorale Aufgabe ist: Es geht darum, Menschen mit ihren konkreten Erfahrungen, Prägungen, Hoffungen und Ängsten wahrzunehmen, ihre Lebenserfahrungen ernst zu nehmen und zu hören, wie ihr Leben gelingt – und wo es bedroht ist. Denn, so die Überzeugung einer missionarischen Pastoral, Gott ist am Werk im Leben eines jeden Menschen, ganz unabhängig von seiner religiösen oder gar kirchlichen (Nicht-)Prägung, und es steht der Kirche gut an, von diesem vielfältigen Leben und seiner Fülle zu lernen.

Im Mittelpunkt dieses Heftes stehen die vier Statements des Rektors der Universität Jena, Klaus Dicke, der Schriftstellerin Jana Hensel, des Hörfunkdirektors des MDR, Johann Michael Möller, und der Leiterin des Leipziger Schulmuseums, Elke Urban; der Vortragsstil wurde z. T. beibehalten. Ergänzt werden diese Statements durch Repliken von Hellmut Seemann, dem Präsidenten der Klassik Stiftung Weimar, Gerhard Feige, dem Bischof von Magdeburg, und dem Erfurter Religionsphilosophen Eberhard Tiefensee. Zu Beginn führt ein Beitrag von Hubertus Schönemann in die Hermeneutik der Veranstaltung ein, und Tobias Kläden fasst einige empirische Daten zu Einstellungsdifferenzen zwischen Ost- und Westdeutschland zusammen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr

Tobias Kläden

| | | | |
|---|----|--|----|
| Editorial | 2 | Das missionarische Projekt <i>Thomas Brose</i> | |
| | | Ein christlicher Garten für Berlin | 33 |
| Schwerpunkt: „Wie tickt man in Mitteldeutschland?“ | | | |
| <i>Hubertus Schönemann</i> | | Die aktuelle Studie <i>Tobias Kläden</i> | |
| Einführung | 4 | Wie ticken Jugendliche? 2012 Die Sinus-Jugendstudie u18 | 35 |
| <i>Tobias Kläden</i> | | Missionserklärung ÖRK <i>Martin Hochholzer</i> | |
| Weiterhin eine „Mauer in den Köpfen“? Differenzen in den Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschen | 8 | Zusammen hin zum Leben Neue ÖRK-Erklärung zu Mission in Arbeit | 39 |
| Statements | | | |
| <i>Klaus Dicke</i> | | Rezension Beirat bei der Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen (Hrsg.), Glaube hinterfragt. Was Menschen wissen wollen. | 41 |
| Von Gefahren zu Hoffnungen | 11 | | |
| <i>Jana Hensel</i> | | Termine & Berichte | |
| Raus aus dem Untergrund Wie die drei Neonazis in den Terror abglitten – diese Geschichte wird nicht erzählt. Denn sie rührt an Ost-West-Tabus | 13 | ▶ <i>Hubertus Schönemann</i> Kongress „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter“ | 42 |
| <i>Elke Urban</i> | | ▶ <i>Hubertus Schönemann</i> Der genius loci theologicus von Erfurt damals und heute Tagung „Theologie für eine Kirche im Umbruch“ in Erfurt | 44 |
| Erziehung und Demokratie | 15 | | |
| <i>Johann Michael Möller</i> | | ▶ <i>Martin Hochholzer/Hubertus Schönemann</i> „Einen neuen Aufbruch wagen“ Die KAMP beim Katholikentag in Mannheim präsent | 46 |
| Ein Blick in das Uhrwerk der Gesellschaft | 20 | | |
| Repliken | | | |
| <i>Hellmut Seemann</i> | | ▶ <i>Martin Hochholzer</i> Neue Germanen Österreichisch-deutsche Tagung der Weltanschauungsbeauftragten | 48 |
| Sondersituation | 24 | | |
| <i>Eberhard Tiefensee</i> | | ▶ <i>Andrea Imbsweiler</i> Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten | 49 |
| Was heißt es, einen „Aufbruch“ zu wagen? | 27 | | |
| <i>Gerhard Feige</i> | | ▶ <i>Andrea Imbsweiler</i> Bloggertreffen zum Thema „Neuevangelisierung“ | 50 |
| Was bedeuten die Beobachtungen für die Präsenz und das Handeln der Kirche? | 30 | | |
| | | Vorschau & Impressum | 52 |

„Wie tickt man in Mitteldeutschland?“

Ein paradigmatischer Diskurs
für eine neue Hermeneutik des Evangeliums
in einem spezifischen Raum



„Wir sind da, wo Sie zu Hause sind“ – mit diesem Slogan wirbt der Mitteldeutsche Rundfunk im Programm von mdr info um die Gunst und Aufmerksamkeit seiner Hörerinnen und Hörer. Es könnte dies auch ein Programm für die Kirche sein, die sich im „säkularen Zeitalter“ (Charles Taylor) ihrer Sendung stellt, das Evangelium Gottes zu leben, das heißt, ihm und seinen Zusagen und Herausforderungen in einer neuen Zeit evangelisierend nachzuspüren und sich selbst – schauend und hörend – neu auf die Suche zu machen nach den Orten, Situationen und Prozessen, in denen Gott aufscheint. Dabei ist das „zu Hause Sein“ nicht nur topologisch, sondern kulturell und biografisch zu bestimmen. Wer bin ich? Wer sind wir als Gesellschaft? Was hält uns zusammen, wie wollen wir miteinander leben und diese Gesellschaft und Kultur gestalten? Diese Fragen sind es, die an den Nerv dessen gehen, wie sich Mensch und Menschheitsfamilie eines bestimmten Raumes entwerfen und realisieren.

Es ist wohl der besondere Genius Loci der Situierung der Arbeitsstelle für missionarische Pastoral in Thüringen, einer Region, die wie alle neuen Länder von der spezifischen Minderheitensituation formaler Kirchenmitglieder und für Katholiken insbesondere von einer „doppelten Diaspora“ geprägt ist: der konfessionellen und der Glaubensdiaspora im Umfeld einer Mehrheit von kirchlich indifferenten und religiös oft genug unmusikalischen (Max Weber).

Im Kontakt mit den Akademieleitern der drei Bistümer Dresden-Meißen, Erfurt und Magdeburg, die sich als Bildungseinrichtungen den Diskurs mit

und in der säkularen Gesellschaft auf die Fahnen geschrieben haben, entstand der Gedanke eines exemplarischen Hintergrundgesprächs, bei dem Kulturschaffende mit ihrer Zeitdiagnostik und kirchlich Aktive und Verantwortliche zusammenkommen sollten. Für diese Akademien und deren Leiter sind solche Situationen insofern Gewohnheit, als sie bewusst auf eigene Räumlichkeiten wie Akademiegebäude verzichten, ihre Veranstaltungen und Prozesse vielmehr in kirchlichen, mehr noch: in öffentlichen Räumen gemeinsam mit säkulargesellschaftlichen Partnerinstitutionen stattfinden lassen. Gesellschaftliche Partizipation und Diskurs als integratives Programm kirchlicher Bildungsarbeit stehen also im Dienste der Kommunikation des Glaubens.

Als topografische Festlegung bot sich nach einigen Überlegungen der mitteldeutsche Raum an. Die Bundesländer Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen heben sich bei aller kulturellen und historisch bedingten Differenzierung in ihrer Gemeinsamkeit doch noch einmal vom Raum Berlin-Brandenburg sowie dem mecklenburg-vorpommerischen Küstenbereich ab. Derzeitige Überlegungen, die genannten Länder möglicherweise zukünftig zu einem Bundesland zusammenzuschließen, zeigen dies an. Der Begriff „Mitteldeutschland“ ist jedoch dem reaktionären Missverständnis zu entziehen, er hebe auf die Nicht-Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutsche Ostgrenze ab und hielte den politischen Anspruch auf ehemals deutsche Gebiete östlich dieser Linie aufrecht. Vielmehr kann dieser Begriff neuerdings in Beziehung auf seine Lage in Nord-Süd-Erstreckung verstanden werden. Wer

sich über die Deutschlandkarte beugt, wird feststellen, dass insbesondere der Freistaat Thüringen sich tatsächlich im Herzen Deutschlands befindet. Die Festlegung auf den mitteldeutschen Raum verstand sich als Paradigma für mögliche Nachahmer, den je eigenen Raum erst einmal als Einheit wahrzunehmen, zu beschreiben und dann mit gesellschaftlichen Vertreterinnen und Vertretern in einen Austausch zu treten.

Der Bischof von Erfurt, Dr. Joachim Wanke, prägt seit vielen Jahren das Bonmot „das Evangelium auf Mitteldeutsch verkündigen“. Es geht ihm dabei um eine spezifische Weise, in einem geografischen Raum als Kirche die Botschaft des Evangeliums in Auseinandersetzung und im Lernen vom Anderen her zu interpretieren und damit zu leben und zu bezeugen. Seine Zielvorstellung für sein eigenes Bistum ist in diesem Zusammenhang ein „Missionsbistum neuen Typs“. Dabei geht es ihm darum, dass die Christen die geistige Lage, die Fragen und Themen wahrnehmen, die die Menschen um sie herum bewegen, nicht nur, um das Evangelium „richtig“ zu adressieren, sondern um selbst zu lernen, wie sich Gottes Heilswille in veränderter gesellschaftlicher Situation im Versuch der Menschen, Glaube, Hoffnung und Liebe zu leben, Bahn bricht. Es ist eine Form der „Fremdprophetie“, das Evangelium in seiner kontextuellen Verleiblichung im Hören auf den Anderen für ihn und für sich selbst für das konkrete Leben neu zu verstehen und zu buchstabieren und so auch Verkündigung zu verstehen.

Im Hintergrund liegt die durch den soziokulturellen Wandel bedingte Situation, dass die

Vorstellung von Sinn nicht mehr an der eigenen Lebensgestaltung vorbei verstanden wird. Dies gilt für den Einzelnen wie für das soziale Gemeinwesen: Wie jeder einzelne Mensch mit seiner Biografisierung Lebensdeutung auf seine Weise betreibt, „konstruieren“ moderne Gesellschaften oder partielle Entitäten einen Megamythos, eine „eigene Geschichte“, die Identität schafft.

Der Kirche, die einen hörenden Dialog mit den Menschen führen möchte, kann es darum gehen, die kleinen und großen Erzählungen zu sammeln und vermittelt einer Unterscheidung der Geister möglicherweise einen Funken des Göttlichen, die Spuren Gottes im „Fremden“ zu erkennen. Gerade in einer im mitteleuropäischen Raum zu konstati-

renden Situation der fortgeschrittenen Säkularität, die nicht vorschnell als eine Subtraktionsgeschichte gewertet werden sollte, bietet sich die Chance, dass Christen „mit den anderen Menschen ins Gespräch kommen, herausfinden, was sie dieser Welt als Gabe anbieten können, was sie mitteilen können, was sie übernehmen können, um diese Hoffnung immer besser zum Ausdruck zu bringen“ (Lineamenta zur Bischofssynode zur Neuen Evangelisierung, 2011).

Es ist gerade die zwangsläufig pluralisierte und ent-traditionalisierte Gesellschaft der späten Moderne, die dennoch „ritualisierte Heimat“ (Magnus Striet) ist, in der neue Traditionen geschaffen und neue Rituale entwickelt werden. Insofern ergibt sich

für die Kirche die Suche nach den Religionsanalogia, die möglicherweise Anknüpfungspunkte sein können für einen explizit bezeugten Gottesbezug. Sie hat die Aufgabe, ihr theologisches Denken in der Logik der heutigen Kultur zu vollziehen und „neue Ausdrucksformen der Evangelisierung herauszuarbeiten, um in den heutigen, so sehr gewandelten sozialen und kulturellen Kontexten Kirche zu sein“ (Lineamenta).

Nach dem Salzburger Systematiker Hans-Joachim Sander sind es gerade die Heterotopien, die Anders-Orte, an denen sich ein befremdender Diskurs ergibt, an denen Erfahrung zur Herausforderung und zur (An-)Frage wird. In der kreativen Begegnung mit dem Anderen kann ich etwas



Impression vom Fachgespräch in den Räumlichkeiten der Leipziger Volkshochschule.

vom Evangelium lernen. Das Ereignis der ernsthaften und authentischen Begegnung findet schon statt. Die „Transversalität“ (Maria Widl) ist ein hochanspruchsvolles Programm der Evangelisierung, dem Anderen wahrhaftig und verantwortlich zu begegnen und in dieser Begegnung das Kreative des Wirkens des Gottesgeistes zu erfahren, um selbst daran im Glauben und in der Gotteserkenntnis zu wachsen. Aus dieser Begegnung kann dann auch gemeinsames Tun zur Verbesserung der Umstände für die Menschen eines konkreten Raumes werden. So erfüllt die Kirche ihren Auftrag, die Welt in eigener Autonomie wahrzunehmen und zu gestalten, Glaubende mit Nicht-Glaubenden, Getaufte mit Nicht-Getauften.

In dieser Weise hat wohl das Zweite Vatikanische Konzil eine missionarische Kirche verstanden, wenn es formuliert: „Das Volk Gottes bemüht sich, vom Glauben bewegt, in welchem es glaubt, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis erfüllt, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, an denen es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit Anteil hat, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder des Ratschlusses Gottes sind. Der Glaube erhellt nämlich alles mit einem neuen Licht, macht den göttlichen Ratschluss in Bezug auf die ganzheitliche Berufung des Menschen kund und lenkt daher den Geist auf voll menschliche Lösungen hin. [...] Was denkt die Kirche vom Menschen? Was scheint für den Aufbau der heutigen Gesellschaft empfehlenswert? Was ist die letzte Bedeutung des menschlichen Schaffens in der gesamten Welt? Auf diese Fragen erwartet

man Antwort. Von da wird klarer aufscheinen, dass das Volk Gottes und das Menschengeschlecht, dem es eingefügt ist, sich gegenseitig einen Dienst leisten, so dass sich die Sendung der Kirche als eine religiöse und gerade deswegen höchst menschliche erweist“ (Gaudium et spes 11).

Es geht darum, Licht der Welt in diesem Sinne zu sein: den Scheinwerfer weniger auf sich selbst als vielmehr auf das ehrliche und authentische Suchen des Menschen und der Gesellschaft nach Fülle und Sinn zu richten, es von Gott her zu „erleuchten“.

Dies einmal regional durchzubuchstabieren, war das Anliegen der Veranstalter des Hintergrundgesprächs, das am 25. November 2011 mit rund 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmern in den Räumen der Volkshochschule in Leipzig stattfand. Es war als Begegnung von Christen, darunter auch kirchlichen Funktionsträgern (es waren drei der Bischöfe des betreffenden Raumes hörend anwesend) mit (im weitesten Sinne) Kulturschaffenden konzipiert, die ihre Zeitdiagnose zum Dialog darboten. Neben Jana Hensel, die als Schriftstellerin nicht erst seit ihrem Buch „Zonenkinder“ über die Grenzen der neuen Bundesländer hinaus Bekanntheit erlangt hat, waren Klaus Dicke, der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena, und Johann Michael Möller als Hörfunkchef des MDR jeweils zu einem Statement eingeladen. Elke Urban, die Leiterin des Schulmuseums Leipzig, konnte für die kurzfristig erkrankte Leiterin des Lindenau-Museums Altenburg, Jutta Penndorf, einspringen. Ihnen allen war die Aufgabe gestellt, ihre Wahrnehmungen von der geistigen Lage und der gesellschaftlichen Situa-

tion in Mitteldeutschland zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution vorzutragen.

So waren es auch die sehr konkreten Trends und Themen, die die Menschen bewegen und die sehr unterschiedlich in den Blickwinkeln der Impulsgeber aufgenommen und gebündelt werden konnten. Die Themenpalette spannte sich vom Arbeitsmarkt und den damit verbundenen Mobilitätsanforderungen, dem Selbstbewusstsein als Bürger der „neuen Länder“ und den Kriterien, an denen sich eine neue ostdeutsche Identität in Unterscheidung zu den Bewohnern der „alten Bundesrepublik“ festmachen lässt, bis hin zu dem seinerzeit vor allem beherrschenden Thema der NSU, den Geschehnissen um die Mitglieder der Jenaer und Zwickauer Terrorzelle, deren Biografien und der Frage, wie Menschen sich so entwickeln können und warum der Staat stellenweise so versagt.

Im Gespräch in Leipzig konnten die Anwesenden auf die Zeitanalyse der vier Impulsgeber reagieren. Die Veranstaltung zeigte, dass es entscheidend ist, aufmerksam zuzuhören, ohne sofort mit schnellen Antworten aufzuwarten. Die Frage, welche Herausforderungen und Konsequenzen sich für kirchliches Tun aus den gesellschaftlichen und mentalitätsmäßigen Strömungen im mitteldeutschen Raum (und damit im jeweiligen Raum, in dem Kirche situiert ist) ergeben, wurde auf der Veranstaltung lediglich angedeutet, soll aber in den drei Repliken in dieser Ausgabe deutlicher in den Blick kommen. ■

Hubertus Schönemann

Weiterhin eine „Mauer in den Köpfen“?

Differenzen in den Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschen

Tobias Kläden

Die deutsche Wiedervereinigung wird, rückblickend nach über zwanzig Jahren, von vielen Stimmen als grundsätzlich erfolgreich beschrieben. Es werden jedoch auch die immer noch bestehenden Differenzen in den Einstellungen zwischen den alten und neuen Bundesbürgern herausgestellt, die sich – mittlerweile eine Generation nach der friedlichen Revolution – in den Köpfen zwischen Ost und West finden lassen. Es ist sogar immer wieder von einer „Mauer in den Köpfen“ die Rede, die nach dem Umbruch stehen geblieben sei und die Deutschland mental nach wie vor in zwei ganz unterschiedliche Teile spalte.

Hält man sich an die empirischen Befunde, findet man, so der Leipziger Religionssoziologe und Politikwissenschaftler Gert Pickel, in zwei Bereichen tatsächlich auffällige Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland: in der Haltung der Menschen zur Demokratie in Deutschland und zu Religion und Kirche¹. Nach Pi-

ckels Analyse lassen sich auch zwanzig Jahre nach dem Umbruch signifikante Differenzen zwischen Ost und West in den Einstellungen zum gegenwärtigen politischen System in Deutschland feststellen. Für die Erklärung dieser Unterschiede gibt es jedoch eine Vielzahl von Gründen; es ist nicht nur die Vergangenheit des DDR-Regimes, auf das die Unterschiede zurückzuführen wären. Die religiösen Überzeugungssysteme zwischen Ost- und Westdeutschland differieren ebenso stark, wobei es durchaus Zusammenhänge zwischen der religiösen und der politischen Kultur gibt: denn Areligiosität dient in Ostdeutschland als eine wichtige Ressource einer positiven Identitätsrekonstruktion.

Ein genauerer Blick auf die empirischen Daten zeigt stabile und signifikante Unterschiede in der Demokratiezufriedenheit zwischen Ost- und Westdeutschland – die Zustimmung in Ostdeutschland zur aktuellen deutschen Demokratie liegt seit

zwanzig Jahren zwischen 13 und 25 Prozentpunkten niedriger als in Westdeutschland (in Westdeutschland schwanken die Werte zwischen 68 und 52 %, in Ostdeutschland zwischen 49 und 35 %). Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine generelle Zurückweisung der Demokratie bei den Ostdeutschen, sondern um eine Unzufriedenheit mit der konkreten Ausführung des demokratischen Systems. Offensichtlich wird in den neuen Bundesländern mehr Anlass zur Unzufriedenheit erfahren.

Zur Erklärung dieser Einstellungsunterschiede werden in der Diskussion vier Hypothesen angeführt: die Sozialisations-Hypothese, die Situations-Hypothese, die Hypothese der relativen Deprivation und die Hypothese einer ostdeutschen Sonderidentität. Nach der *Sozialisations-Hypothese* sind die Unterschiede in den politischen Einstellungen zwischen Ost und West auf das Weiterwirken der in der DDR-Zeit erworbenen Einstellungen zurückzuführen; dem liegt die Annahme zugrunde, dass sich bis zur Jugendzeit erworbene Wertorientierungen im weiteren Lebenslauf nur noch wenig ändern. Demnach wäre der Abbau der Ost-West-Differenzen erst über

¹ Vgl. Gert Pickel, Zwischen beständigen Differenzen und überraschenden Angleichungen – Einstellungen, (A-)Religiosität und politische Kultur. In: Astrid Lorenz (Hrsg.), Ostdeutschland und die Sozialwissenschaften. Bilanz und Perspektiven 20 Jahre nach der Wieder-

vereinigung. Opladen 2011, 169–188; ders., Religiosität versus Konfessionslosigkeit. In: Manuela Glaab / Werner Weidenfeld / Michael Weigl (Hrsg.), Deutsche Kontraste 1990-2010. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur. Frankfurt a. M. 2010, 447–484.

die weitere Generationenfolge zu erwarten.

Die *Situations-Hypothese* hingegen macht die aktuellen, situativen Unterschiede in den materiellen Lebensbedingungen zwischen den alten und den neuen Bundesländern verantwortlich für die geringere Zustimmung zum politischen System bei den ostdeutschen Bürgern. Die Einstellungsdifferenzen sollten also abhängig sein von der weiteren Entwicklung der sozioökonomischen Ungleichheit.

Die *Hypothese der relativen Deprivation* hat ein ähnliches Erklärungsmuster, indem sie von einer ungünstigeren Beurteilung der eigenen materiellen Situation in den östlichen Bundesländern ausgeht. Allerdings kann diese Beurteilung von den tatsächlichen Gegebenheiten abweichen und durch negative subjektive Wahrnehmungen verstärkt werden (Nichterfüllung von Erwartungen, ausgeprägtes Ideal der Egalität, Gefühl der strukturellen Benachteiligung). Der Abbau der Einstellungsunterschiede wäre dieser Hypothese entsprechend nur langsam zu erwarten.

Die *Hypothese einer ostdeutschen Sonderidentität* schließlich nimmt an, dass die in Ostdeutschland kritischeren Positionen zum demokratischen System durch eine Abgrenzung gegenüber den westdeutschen Mitbürgern und deren politischer Kultur zu erklären sind. Im Hintergrund stehen negative Erfahrungen während des Transformationsprozesses und das Gefühl der Entwertung der eigenen Vergangenheit sowie der fehlenden Anerkennung durch die westdeutschen Mitbürger, die zu einer verklärenden Bewertung von Elementen der DDR und einer Identitätsabgrenzung gegenüber



Ein ostdeutscher Identitätsmarker: das Ampelmännchen – auch in verschiedenen Sonderausführungen, aber stets vom westdeutschen Pendant abweichend.



den Westdeutschen führen. Gerade wenn es nicht zu positiven andersläufigen Erfahrungen kommt, wäre eine Persistenz des ostdeutschen Unterlegenheitsgefühls zu erwarten.

Nach Pickel können alle vier Hypothesen durch empirische Daten gestützt werden; als den im Vergleich wichtigsten Differenzierungsgrund für die Ost-West-Einstellungen macht er das Gefühl der relativen Deprivation aus, die durch eine stärkere Betonung von sozialer Gerechtigkeit bzw. eine stärkere Wahrnehmung sozialer Ungleichheit bei den Ostdeutschen verstärkt wird (bei den westdeutschen Bürgern ist hingegen, relativ gesehen, eine stärkere Betonung von liberalen Grundrechten, Parteienpluralismus und Rechtsstaatlichkeit zu beobachten).

Der Bereich der Religion führt zu noch deutlicheren Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland als der Bereich der politischen Einstellungen. Religionssoziologisch gesprochen kann man hier von zwei verschiedenen Ländern sprechen. Während in Westdeutschland noch knapp 70 % der Menschen Mitglied einer der beiden großen christlichen Kirchen sind (hinzu kommen noch kleine Gruppen anderer christlicher Konfessionen und anderer Religionen, v. a. Muslime), sind in Ostdeutschland etwa drei Viertel konfessionslos. Pickel unterscheidet daher eine „Kultur der Areligiosität“ in Ostdeutschland von einer „Kultur der Konfessionsmitgliedschaft“ in Westdeutschland – wobei diese Mitgliedschaft in den meisten Fällen eher formaler Natur ist und sich in nur sehr geringem Umfang in religiösen Praktiken wie Gottesdienstbesuch oder Gebet ausdrückt. Auch der Glaube an Gott

ist sehr unterschiedlich ausgeprägt: Während in Westdeutschland ein knappes Drittel der Bevölkerung an einen personalen Gott glaubt, sind es im Osten gerade einmal zehn Prozent²; mehr als die Hälfte der Ostdeutschen spricht sich jegliche Transzendenzvorstellung ab, während dies im Westen zwanzig Prozent tun. Pickel resümiert, dass auf dem Gebiet der ehemaligen DDR die denkbar ungünstigste Kombination von Rahmenbedingungen für Religiosität im ganzen europäischen Gebiet vorlag (vergleichbar allenfalls noch mit Estland oder Tschechien): Neben der Repression von Religion und Kirche durch das sozialistische System sind dies der traditionell dominierende Protestantismus (der sich als weniger widerstandsfähig gegenüber der politischen Repression als der Katholizismus erwies) und ein vergleichsweise hoher Modernisierungsgrad, der Säkularisierungstendenzen weiteren Vorschub leistete. Für die Zukunft ist nach Pickel zumindest langfristig eine Angleichung der west- und ostdeutschen religiösen Kulturen zu erwarten, die vor allem aus einer Verstärkung des Säkularisierungsprozesses in Westdeutschland resultieren wird.

Die politische und die religiöse Kultur sind nun nicht völlig unabhängig voneinander. Es sind, neben der unterschiedlichen Sozialisation, vor allem Faktoren

der Identitätsbildung, die die politischen Kulturen in Ost und West prägen. Pickel legt nun dar, dass Areligiosität einen wichtigen *positiven* Bezugspunkt für die ostdeutsche Identitätsbildung ausmacht. Denn mit den Transformationsprozessen der Wiedervereinigung sind den Ostdeutschen fast alle positiven Marker für die Konstitution einer regionalen Identität entzogen worden. Wohl aber bleibt der Verweis auf die (vermeintliche) Irrationalität von Religion und Religiosität, die als einer der wenigen Punkte übrig bleibt, an denen sich Ostdeutsche gegenüber den Westdeutschen im Vorteil sehen. In der ostdeutschen Einschätzung hat man „so etwas Irrationales wie Religion“ nicht nötig und sieht sich als aufgeklärt, rational und modern, die Westdeutschen in ihrem Bezug zu Religion hingegen als unmodern und irrational.

Zu prognostizieren ist laut Pickel, dass sich die Unterschiede im politischen und religiösen Bereich noch eine ganze Weile erhalten werden; die „Kultur der Areligiosität“ wird zunächst ein Spezifikum der ostdeutschen Bundesländer bleiben, an das sich Westdeutschland allerdings langfristig annähern wird. Eine rasche Angleichung der politischen Einstellungen ist für die nähere Zukunft ebenso unwahrscheinlich, da soziale Ungleichheiten nicht rasch beseitigt und sich die Gerechtigkeitsvorstellungen der Ostdeutschen ebenso wenig schnell ändern werden. Es ist also damit zu rechnen, dass die ostdeutsche Identitätsgruppe nicht allzu schnell in eine gesamtdeutsche Identität einmünden wird. ■

² Die Studie „Beliefs about God across Time and Countries“ der Universität Chicago vom April 2012 hat die exzeptionell geringe Zahl von Menschen in Ostdeutschland, die an Gott glauben, noch einmal bestätigt: Mit 8,2 % der Bevölkerung, die angibt, an einen personalen Gott zu glauben, ist in Ostdeutschland weltweit mit Abstand die geringste Quote zu konstatieren.

Statement 1:

Von Gefahren zu Hoffnungen

Klaus Dicke

Mein Statement bedarf dreier Vorbemerkungen. Erstens halte ich mich zunächst für eine klassische Fehlbesetzung: Mein alltägliches Beobachtungsfeld ist das atypische Biotop einer Universität, die in Jena, einer hinsichtlich sozioökonomischer Daten ebenfalls atypischen Stadt Mitteldeutschlands, liegt. Darüber hinaus verfüge ich über Eindrücke aus Weimar, dem Weimarer Land und – geringer – aus Leipzig und stelle nicht geringe Unterschiede fest, die mich immerhin auf einen prägenden Einfluss sozioökonomischer und historischer Faktoren schließen lassen. Dem wiederum kann ich – zweitens – anhand der Daten des „Thüringen-Monitors“, einer seit zehn Jahren durchgeführten repräsentativen Umfrage zur politischen Kultur, also zu subjektiven Einstellungen zu Politik und Gesellschaft in Thüringen, etwas fundierter nachgehen. Ausgehend von einigen dort erhobenen Daten, die ich im Lichte eigener Beobachtungen interpretiere, werde ich drittens heuristische, zum Teil auch provokante Thesen zur Diskussion stellen.

I.

Ich beginne mit einigen Daten aus dem Thüringen-Monitor 2011, und hier mit der Frage, die derzeit wohl die größte Aufmerksamkeit findet und die 2000 An-

lass für die regelmäßigen Umfragen war, dem Rechtsextremismus. Einzelne rechtsextreme Einstellungen haben 2011 wieder leicht zugenommen, die Werte für Ausländerfeindlichkeit und Nationalismus sind gestiegen und haben bei verschiedenen Fragen (etwa: „Die Bundesrepublik ist durch die vielen Ausländer in einem gefährlichen Maße überfremdet“) im ausländerarmen Thüringen die 50 %-Marke zustimmender Antworten überschritten.



Dr. Klaus Dicke ist Professor für Politikwissenschaft und Rektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Die Ursachensuche führt die Autoren zu zwei Aussagen: erstens: „Wer Gehorsam und

Disziplin als vorrangige Erziehungsziele ansieht und in unserer Zeit eine starke Hand als unabdingbar betrachtet, der neigt stark zu rechtsextremem Gedankengut“, und zweitens etwas überraschend: „Wer der DDR in der Rückschau mehr gute als schlechte Seiten abgewinnt oder wer gar zum Sozialismus zurückkehren möchte, neigt um ein Vielfaches häufiger zum Rechtsextremismus als diejenigen, denen diese Nostalgie fremd ist“ (80).

Ein zweiter Datenkomplex betrifft die Selbstidentifikation der Thüringer: von 1064 Befragten sehen sich 56 % in erster Linie als Thüringer, 10 % als Ostdeutsche, 27 % als Deutsche und 5 % als Europäer. Hier gibt es interessante Abweichungen: Dass die Identifikation als Deutscher bei leitenden Angestellten und Beamten signifikant höher ist, ist einem Wessi-Faktor zu verdanken. Die höchste Thüringen-Identifikation weisen die Protestanten mit 65 % auf, primär als Deutsche sehen sich 22 % der Protestanten, aber 42 % der Katholiken – im Blick auf 2017 nicht uninteressant. Neben den leitenden Angestellten und Beamten weisen nur die 18- bis 24-Jährigen eine höhere Identifikation als Deutsche (46 %) denn als Thüringer (44 %) auf – ein „Go-west“-Signal?

Und schließlich ein dritter Datensatz, der sich auf die Wert-

präferenzen für Freiheit, Gleichheit und Sicherheit bezieht und damit auf jenen Komplex, in dem Demoskopien häufig den Hauptunterschied zwischen Ost und West sehen. 50 % der Thüringer geben der Freiheit den Vorrang vor der Gleichheit (41 %). Im Zweifel für die Sicherheit gegenüber der Freiheit plädieren jedoch 73 %, je älter und je geringer der Bildungsabschluss, desto mehr. (Auch hier liegen die Protestanten mit 77 % über dem Schnitt, die Katholiken mit 55 % deutlich darunter.)

II.

Wie kann man diese Daten nun interpretieren und ggf. mit Erfahrungswerten außerhalb der Untersuchung in Einklang bringen? Lassen Sie mich dazu drei Thesen formulieren:

1. Die rechtsextremen Einstellungswerte deuten auf eine Immunschwäche der politischen Kultur in Thüringen hin, die – mag es konkret an der Wirtschaftskrise oder an der Sarrazin-Debatte oder beidem liegen – z. B. populismusinduzierte Infektionen unzureichend abwehrt.
2. Die Sicherheitspräferenz und vielleicht auch die Thüringen-Identität drücken eine Orientierung an, vielleicht, Sehnsucht nach Geborgenheit und einen Eigengruppenbezug aus, der eher Provinzialität denn Weltoffenheit ausstrahlt.
3. Diesem Punkt ist freilich positiv ein Solidaritätspotential abzugewinnen, das sich etwa darin ausdrückt, dass in ländlichen Gebieten dörfliche Solidaritätsstrukturen lebendig sind, die in vergleichbaren westlichen Regionen seit Mitte der sechziger Jahre ver-

schwunden sind. Sie haben einiges mit den Anlässen für den meistzitierten Satz Thüringens zu tun: „Für das leibliche Wohl ist gesorgt.“ Frage allerdings: wie lange noch?

III.

Diese letzte Frage deutet bereits darauf hin, dass wir es im Hinblick auf die „geistige Lage“ nach wie vor mit einer Übergangssituation zu tun haben, in der auch manche Widersprüchlichkeit ans Licht kommt. So haben z. B. bei aller Thüringen-Identität – die ja soweit geht, dass es bei olympischen Winterspielen einen eigenen Medaillenspiegel für Thüringen gibt – 65 % keine Einwände gegen eine Länderfusion.

Aber genug mit der politischen Kultur. Abschließend noch ein paar allgemeine Beobachtungen:

1. Mitteldeutschland oszilliert zwischen einem ausgeprägten Kultur- und Geschichtsbewusstsein und -reichtum hier und – übrigens erfolgreich! – Anschlussbemühungen an die globale Innovationsökonomie gerade in der Kleinteiligkeit seiner Wirtschaftsstruktur dort. Das bietet Chancen für Mittelwege: metropolitane Unübersichtlichkeit und ökonomistische Exzesse finden Gegengewichte. Man sollte den Begriff „Mitteldeutschland“ in dieser Hinsicht ernster nehmen.
2. Mitteldeutschland verfügt über mindestens drei Schatzkammern europäischer Erfahrungen mit erheblichem Tiefgang: einmal über historische Reflexionsbestände von Meister Eckhart über Luther zu Hegel und den Aufklärungszentren Weimar, Leip-

zig und Halle, Stein gewordene in Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt, Merseburg, Erfurt und Meißen, Musik gewordene in den Werken Telemanns, Bachs, Liszts und anderer und, und, und ... bis in die nicht gerade erfahrungsarme Gegenwartsliteratur; sodann über eine durchaus lebendige Erfahrungswelt der Selbstbehauptung von Freiheit im langen Schatten von Diktatur und Repression, die lehrt, Respekt vor menschlicher Haltung zu gewinnen; und schließlich über vitale Beziehungen nach Osteuropa, deren interkultureller Wert in nahezu schändlicher Weise unterschätzt wird. Mitteldeutschland könnte zu einem Mittlerdeutschland auch spiritueller Erfahrungen werden.

Ich habe mit negativen Aspekten und Gefahren begonnen und mich zu Potentialen und Hoffnungen durchgearbeitet. Der Weg vom Ersteren zum Letzteren liegt für mich in drei Begriffen: Bildung, Bildung und Bildung. Und von Bildung weiß man in Mitteldeutschland vielleicht noch, dass sie mehr meint als staatlich besorgte Ausbildung, anderes als die Erlangung einer Berufsqualifikation, anderes auch als die „freie Entfaltung der Persönlichkeit“ in individualistischer Lesart. Vielleicht ist ja ein Bildungsbegriff durchaus gefragt, der – mit Rahner gesprochen – den „Hörer des Worts“ zum Leitbild nimmt? Spirituelle Hörschulung jedenfalls und geistliches Lesen-Lernen – dafür, so scheint mir, gibt es einen Markt in Mitteldeutschland, auch ohne Master-Abschluss. ■

Statement 2:

Raus aus dem Untergrund

Wie die drei Neonazis in den Terror abglitten – diese Geschichte wird nicht erzählt. Denn sie rührt an Ost-West-Tabus

Jana Hensel

Noch ist es nicht viel, was wir über die drei aus Thüringen stammenden Rechtsradikalen Beate Z., Uwe M. und Uwe B. wissen. Und doch stelle ich es mir so vor: Käme ich vom Land und nicht aus der Stadt, wäre nicht nur mein Vater, sondern auch meine Mutter nach der Wende abgestürzt, hätten die harten Jungs in meiner Schule ihre Springerstiefel mit weißen statt mit roten Schnürsenkeln zugebunden, hätten ihre großen Geschwister, statt in Leipzig-Connewitz Häuser zu besetzen und Galerien zu eröffnen, Ausländer an Bushaltestellen zusammenschlagen – vielleicht wäre ich auch auf jene schiefe Bahn gelangt, die in den meisten Fällen harmlos beginnt und dennoch in der Katastrophe enden kann. Nun wurden zehn Menschen getötet.

Und so werde ich das Gefühl nicht los, dass nur wenig mehr als ein schmaler Grat meinen Lebenslauf von denen der drei gewalttätigen Neonazis trennt. Sie sind ungefähr so alt wie ich. Und das Leben in der Mitte der neunziger Jahre in Ostdeutschland war so. Irgendwie rau, irgendwie zynisch, ohne Halt. Als hätte die Lethargie, die Sinnlosigkeit und Scheinheiligkeit der Achtziger in der DDR gemeinsam mit den Enttäuschungen der Nachwende-

zeit in uns Heranwachsenden eine Form gefunden.

Bereits als Schüler hatte man sich nach dem Mauerfall zu entscheiden, ob man links oder rechts war. Mehr Sinn war nicht zu haben. Dementsprechend kleidete man sich, ging in Kneipen und Clubs, nahm an Demonstrationen teil. Und man kannte die von der anderen Seite, aus der Unterstufe, aus dem Sportverein, ein Sohn oder eine Tochter eines ehemaligen Kollegen der Eltern. Hast du schon gehört, der auch? So hieß es dann. Man kannte nicht wenige, die schon einmal ein Auto geklaut oder in einem leerstehenden Haus Feuer gelegt hatten, Drogen vertickten, eine Waffe unter dem Bett versteckten. Der Leipziger Schriftsteller Clemens Meyer hat diese Zeit in seinem Roman *Als wir träumten* präzise beschrieben. Er wurde von der Kritik für seine Darstellung der sogenannten Unterschicht gefeiert. In Wahrheit waren viele von uns so. Mit Unterschicht hatte das wenig zu tun, eher mit einem Verlorensein, das größer war als das Gefühl eines Einzelnen.

Die Debatte über Ostdeutschland ging schon oft schief

Die Harmloseren unter uns zogen in die Innenstadt und klauten

dort Klamotten oder Fahrräder. Das war natürlich pubertär. Aber es kann bis zu einem Punkt gehen, an dem man alles Maß verliert: Im September 1997 legten die drei damals noch in Jena wohnenden Täter ihre erste Bombe. Vor dem dortigen Theater fand die Polizei eine Rohrbombe, gefüllt mit zehn Gramm TNT. Nur der Zünder fehlte.

Es ist eigenartig, dass diese doch einfache Geschichte des Abgleitens jetzt nicht erzählt wird. Dass nicht gefragt wird, unter welchen Bedingungen sich diese Jugendlichen derart radikalisierten konnten, dass ihnen sogar die Bezeichnung „Untergrund“ legitim erschien. Diese Fragen jedoch würden ins Zentrum einer Debatte über Ostdeutschland weisen, derer wir über die Jahre immer überdrüssiger geworden sind. So oft ist sie schon schiefgegangen: Statt sie offen und selbstkritisch in beiden Teilen des Landes zu führen, fanden gegenseitige Schuldzuweisungen statt, kämpften Ost gegen West und umgekehrt, ging es eher um Ideologien statt um Biografien, lag darin immer so etwas wie Herkunftsrasismus. Erinnerung sei nur an den falschen Alarm von Sebnitz. Nun wird bei der „Zwickauer Zelle“ das, was offensichtlich zutage liegt, zu



„Die Polizei bekämpfen“: Radikale Subszenen – wie die von Jana Hensel genannte Hausbesetzerszene – zeigen gerne durch Graffiti und Aufkleber ihre Präsenz. Hier ein Beispiel aus Erfurt.

einem Tabu: Man fragt nicht mehr, warum neun der zehn Opfer auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik zu Tode kamen. Ob das mehr als nur ein Zufall war.

An welcher Stelle sind sie uns verloren gegangen?

Stattdessen diskutiert man über das Versagen der Sicherheitsorgane. Das muss geklärt werden, keine Frage. Aber haben nicht die Lehrer, die Eltern, die Freunde, die Politik, die Institutionen, haben die alle nicht auch versagt? Gilt es nicht mit gleichem Recht zu fragen: An welcher Stelle, zu welchem Zeitpunkt sind uns diese Kinder verloren gegangen? Kinder, von denen wir gern annehmen, dass sie jener Generation angehören, die aus der Einheit als Gewinner hervorgegangen ist.

Aber mit der Bezeichnung „Braune Armee Fraktion“ ist

schon ein Name gefunden, ein Label, das die Diskussion beendet, bevor sie beginnen kann. Nun erscheinen die ostdeutschen Neonazis als Kinder einer westdeutschen Bewegung, mit der sie überhaupt nichts verbindet. Die Bezeichnung „Braune Armee Fraktion“ ist kein Zufall, vielmehr entlarvt sie mal wieder die immer gleiche Perspektive: Es ist auch diesmal die Geschichte der alten Bundesrepublik, die ins Zentrum der Betrachtung drängt und die Vergleichsmaßstäbe setzt. Die Geschichte der RAF, die sich nun zwar in einer Art neuerlichen Eskalation präsentiert, darf sich doch nur als ostdeutsche, braune Varianz wiederholen. Aber ist es wirklich ein Generationenkon-

flikt, der den gewaltsamen Taten der Gruppe zugrunde liegt? Trennt die westdeutschen Nachkriegseltern von den ostdeutschen Nachwendeeltern nicht viel mehr, als sie eint?

Auf all diese Fragen aber werden wir keine Antworten bekommen, wenn wir nicht langsam anfangen, an einen eigenen ostdeutschen Geschichtsverlauf, der früher als 1989 beginnt und mehr als nur die Wiedervereinigung betrifft, zu glauben. Wenn wir beginnen, auch diese Geschichte zu erzählen und damit neue gesellschaftliche und politische Realitäten schaffen. Das wäre dann das Gegenteil von Untergrund. ■

Jana Hensel ist Schriftstellerin und Journalistin und lebt in Berlin.
Quelle: <http://www.freitag.de/politik/1146-raus-aus-dem-untergrund>

Statement 3:

Erziehung und Demokratie

Elke Urban

Ich bin gern gekommen, beginne aber trotzdem mit einer kritischen Vorbemerkung. Ein Wort in der Einladung ist mir sofort aufgestoßen, es ist das Wort „Wende“. Sehen Sie es mir bitte nach, dass ich besonders viel Wert darauf lege, dieses Ereignis als das zu bezeichnen, was es war, nämlich als „Friedliche Revolution“. Auch wenn das ein kompliziertes und langes Wort ist. Für Journalisten immer wieder furchtbar lang und umständlich! Trotzdem ist es mir ein Anliegen, weil ich bei dem Wort Wende immer an Egon Krenz denken muss. Ich bitte Sie inständig, das im Herzen noch einmal zu bewegen, ob man das Wort „Wende“ nicht vermeiden kann. Nehmen Sie irgendein anderes Wort, aber bitte nicht „Wende“.

Dann muss ich zugeben, dass ich möglicherweise auch so eine „eklatante Fehlbesetzung“ bin, wie Herr Professor Dicke es von sich meinte, denn ich bin bestimmt nicht die typische Ostfrau. Ich war mit fünf Kindern über fünfzehn Jahre lang zuhause, das war überhaupt nicht typisch für eine studierte DDR-Frau. Vieles in meiner Biografie war anders als bei den meisten in meiner Generation.

Ein Beispiel: Bis heute habe ich Probleme damit, dass ich bei der Jugendweihe mitgemacht habe. Ich wollte doch viel lieber nur konfirmiert werden. Ich kenne kaum jemanden, der sich da im Nachhinein genauso schüttelt. Es

war ein Akt von Verlogenheit, daran teilzunehmen. Dafür schäme ich mich. Meine Mutter hatte mir zwar mit ihrem sächsischen Mutterwitz geraten, einfach zu sagen „Ja, das gloob’n mir“ (statt „das geloben wir“), dann gilt es nicht. Aber ehrlich gesagt, es hat mich doch sehr lange noch beschäftigt, weil ich mit vollem Bewusstsein gegen mein Gewissen gehandelt habe, um auf die Oberschule zu kommen und um meinem Vater nicht zu schaden. Die Alternative wäre vermutlich die Laufbahn einer Märtyrerin gewesen.

In den 70er Jahren ging bei uns in der DDR eine Samisdat-schrift um. „Nicht länger mit der Lüge leben“ war die Überschrift. Sie stammte von Alexander Sol-schenizyn und war ins Deutsche übersetzt worden. Diese Schrift habe ich dann selber auf meiner Schreibmaschine abgetippt und verteilt. Das hätte ein paar Jahre Gefängnis bringen können. Auch den „Archipel Gulag“ von Sol-schenizyn haben wir in dieser Zeit gelesen und an viele Freunde weitergereicht. Ich habe in dieser Zeit für mich beschlossen, ich lüge nie mehr. Die Parteiwerbung im zweiten Studienjahr hätte mir eine steile Karriere eröffnet. Ich sagte nur, dass ich nie Kommunistin werden könne, weil ich „kirchlich gebunden“ sei, so formulierte man das damals. Ich wurde von da an nie mehr gefragt, hatte aber meine Karriere in der DDR auch damit beendet, bevor ich sie beginnen konnte.

Was ich vorher in der Schule alles gelogen habe, was ich dem Lehrer zum Munde geredet habe, nur um gute Zensuren zu kriegen, das war schon schlimm. Diese Erziehung zur Schizophrenie hat vielen von uns nachhaltig geschadet. Da würden mir sicher spätestens jetzt die meisten DDR-Lehrer und -Lehrerinnen heftig widersprechen. Je länger die DDR zurückliegt, umso schöner wird sie nämlich in ihren Augen. Der Berliner Historiker Klaus Schroeder nennt das die Sehnsucht nach dem Paradies: Früher war es die unerreichbare BRD, jetzt ist es die verloren gegangene DDR.

Vermutlich ist diese Biographiearbeit besonders für die Lehrer schmerzvoll, die lange Jahre nicht widersprochen haben. Ich habe mir vorgenommen, das aufzuarbeiten für alle, die durch dieses Schulsystem gegangen sind, vor

Elke Urban ist Leiterin des Schulmuseums – Werkstatt für Schulgeschichte Leipzig.



allem aber für diejenigen jungen Leute, die den Unterschied zwischen Diktatur und Demokratie gar nicht kennen. Solch ein The-



DDR-Nostalgie? Aus welchen Gründen auch immer: Der Trabbi lebt – gepflegt, gestylt, gefahren.

ma kann ich allerdings nicht dauernd bearbeiten. Gott sei Dank reicht die Leipziger Schulgeschichte 800 Jahre zurück. Da gibt es auch viele Glanzlichter wiederzuentdecken. Ich war schockiert herauszufinden, wie stark uns die beiden deutschen Diktaturen geprägt haben – auch durch das, was zwar unterschiedlich gefärbt, aber jeweils als „Heilsbotschaft“ übereinstimmend in den Schulen der beiden Diktaturen vermittelt wurde: „Die Welt wird eingeteilt in Gut und Böse. Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen! Wir, die Volksgemeinschaft oder das Kollektiv sind selbstverständlich immer auf der richtigen Seite, und wir haben die bessere Religion, auch wenn wir das anders bezeichnen.“

Ist dann nicht die Sehnsucht groß, solche Einteilungen immer wieder vorzunehmen oder alte Feindbilder im Kopf zu behalten? Deswegen habe ich auch unsere

Schulbücher nach Freund- und Feindbildern untersucht. In den letzten 100 Jahren wimmelt es nur so davon, und kaum ein Fach blieb davon verschont. Das ist Gott sei Dank in letzter Zeit besser geworden, wenn auch nicht überall in der Welt.

Vor kurzem war ich in Russland. Ich wurde nach Kasan eingeladen und sollte dort an der Universität Vorträge und Workshops über die Demokratieerziehung in Deutschland halten. Es hat mich sehr gefreut, dass es immerhin eine Universität in Russland gibt, die ausgerechnet dieses Thema bearbeiten will. Schließlich hat dort die Demokratie noch viel weniger Fuß gefasst als bei uns. Mit den Kolleginnen – es waren übrigens nur Frauen, die sich dort um das Thema gekümmert haben – bin ich auch weiterhin in Kontakt. Gelebte Demokratie ist mir wirklich die wichtigste Herzens-

angelegenheit. Das klingt jetzt vielleicht etwas pathetisch. Aber ich hoffe sehr, dass unsere Demokratie, die wir uns 1989 nach vierzig bleiern Jahren so schwer erkämpft haben, nicht wieder stirbt. Wir könnten sie auch – so wie 1933 schon einmal – durch Wahlen wieder verlieren. Auch das sollten wir nie vergessen.

Eigentlich wollte ich etwas sagen zur Rolle der Kirchen heute. Ich selbst komme aus der evangelischen Kirche, und da bleibe ich auch. Selbstverständlich habe ich auch gute Kontakte zur katholischen Kirche, das war in DDR-Zeiten übrigens eine Überlebenshilfe für die wenigen Christen, die noch übrig geblieben sind. Ich bin überzeugt davon, dass unsere beiden christlichen Kirchen ganz viel dazu beitragen können, zur Freiheit und zum Selber-Denken zu erziehen. Anders, als Schule

das heute noch vermag, kann Kirche ermutigen, aufrichten, trösten, zum Guten anstiften und den Halt bieten, der sonst verloren scheint.

Natürlich gibt es tolle Schulen. Ich komme gerade von einer Juriesitzung zum Deutschen Schulpreis. Thüringer Schulen sind dabei, sächsische Schulen nicht. Dort beim Deutschen Schulpreis werden beispielsweise die Schulen ausgezeichnet, die zum Selberdenken erziehen. Selbstbestimmtes Lernen der Schüler, lernende Lehrer, Freiheit und Verantwortung bei der Unterrichtsgestaltung, Leistung und Vielfalt, Qualitätskontrolle auch von außen, Integration von Kindern, die anders sind, das sind einige Stichworte für gute und demokratische Schulen.

Nun fragen Sie mal heutzutage, in irgendeiner x-beliebigen Schule: „Wie demokratisch seid ihr denn, was dürft ihr überhaupt mitbestimmen?“ Oft haben sich die Leute die Frage selbst noch nicht einmal gestellt. Oder der Schulleiter antwortet: „Demokratie und Schule, das geht doch gar nicht zusammen.“

Ich meine, das ist jetzt unsere Aufgabe als Schulmuseum und Werkstatt für demokratische Bildung. Kinder sollten wenigstens bei uns die Spielregeln kennenlernen, die dazu gebraucht werden, in der Demokratie mitzumachen. Ich muss widersprechen lernen. Ich muss es lernen, mich einzumischen, wenn einer gemobbt wird. Ich muss Zivilcourage trainieren, wenn die Demokratie weiterleben soll. Und dazu habe ich neben Workshops über widerständige Lehrer und Schüler ein besonderes Angebot entwickelt. Das ist – leider – ein Alleinstellungsmerkmal des Hau-

ses: Wir spielen eine Heimatkundestunde aus dem Jahr 1985. Ich bin dann die linientreue Lehrerin. Für diese Rolle habe ich mich entschieden und sie wie eine Schauspielerin gelernt. Wir wissen nicht, wie die DDR-Schule wirklich war. Wir wissen heute nur ganz genau, wie sie sein sollte. Eine *typische* DDR-Lehrerin gab es zu keiner Zeit. Genauso viele verschiedene Lehrer wie heute gab es auch damals, und sie lassen sich nicht über einen Kamm scheren. Ich spiele also eine Lehrerin, wie sie sich Margot Honecker gewünscht hätte. Das erkläre ich auch vorher. Und ich fordere alle Schüler und Schülerinnen inständig auf, mir so viel wie möglich zu widersprechen, auch wenn es schwerfällt. Ich weise sie darauf hin, dass ihnen nichts passieren kann. Ich versuche dann in der Stunde, die Kinder für den Sozialismus zu begeistern. Ich erzähle ihnen, wie toll das ist, wenn wir zur Patenbrigade in die Kaserne gehen und in einen sowjetischen Panzer klettern dürfen, der uns von den Faschisten befreit hat. Obwohl doch jeder weiß, dass in Leipzig zuerst die Amerikaner waren. In den Pioniergesetzen geht es darum, die Kriegstreiber zu hassen. Also bringe ich ihnen bei, wo die Kriegstreiber zu finden sind, nämlich in der BRD, und ich erkläre ihnen, was alles in der DDR besser ist als in der BRD. Die sowjetischen Atomraketen werden abgestritten, nur die bösen NATO-Raketen sollen uns alle umbringen. Aber unsere Soldaten stehen Tag und Nacht auf Friedenswacht und beschützen uns vor jedem Feind. Und so weiter.

Das ist viel mehr als ein Rollenspiel, das einfach nur nachspielt, was war oder gewesen sein könnte. Denn wir haben damals

nicht widersprochen. Wir haben frühzeitig gelernt: „Widerspruch nicht, mach alles, was der Lehrer sagt, dann geht es dir gut!“ Und ich will das Ganze umdrehen. Durch mein Rollenspiel lernen die Schüler, dass sie jetzt viel mehr Handlungsspielräume haben. Ihnen kann nichts passieren, die Lehrerin kann ihnen überhaupt nicht schaden, sie kann auch den Betrieb der Eltern nicht benachrichtigen. Und jetzt kommt der Clou: Trotzdem widerspricht niemand, trotzdem gibt es ganz, ganz wenige, die in dieser Stunde den Nichtpionier verteidigen. Zwei, drei Mal ist es vorgekommen in den letzten vier Jahren. Zweimal musste ich abbrechen, weil ich vor Lachen nicht mehr konnte. Normalerweise läuft die Stunde aber genau so ab, wie sie in der DDR auch abgelaufen sein sollte. Die gedruckten „Unterrichtshilfen“ für die Lehrer geben klare Empfehlungen für jede Minute. Die Kinder oder die Jugendlichen begreifen schon nach fünf Minuten, dass sie der Lehrerin lieber nicht widersprechen. Wer widerspricht, steht nämlich zusammen mit dem Nichtpionier am Pranger, der wird nicht mitgenommen zur Patenbrigade, und es gibt niemanden, der sich für ihn einsetzt. Dieses Erlebnis wird dann hinterher sehr ausführlich ausgewertet. Wie konnte das passieren, dass alle so schnell zu Mitläufern werden?

Interessant ist, dass sich dann natürlich die Betroffenheit oder Wut oder was sich da aufbaut bei den Schülern erst einmal gegen mich richten muss. Als Hauptvorwurf wird dann oft gesagt: „Sie waren viel zu nett! Man konnte Ihnen ja nicht widersprechen. Sie haben mich doch gelobt, und ich wollte so gern auch einen Bienchenstempel ins Muttiheft

haben.“ Und wenn ich dann erkläre, dass in der DDR nicht alle nur mit dem Holzhammer herumgelaufen sind, spüre ich, dass sie genau dieses Klischee mitgebracht hatten. Gefährlich wird es für sie also auch immer noch, wenn dieser Diktator freundlich daherkommt, viel lobt, sie alle begeistert und *einen* ausschließt. Dieses alte römische Prinzip von „Teile und herrsche!“ – „Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen!“. Das ist sozusagen meine ganz knappe Botschaft zur Demokratieerziehung.

Mit dem Schule-Gründen habe ich jetzt ein bisschen aufgehört oder nachgelassen. Die ständigen Auseinandersetzungen mit den Behörden haben mir am Ende doch ganz schön zugesetzt. Ich bin sehr glücklich über meine neue Arbeit im Schulmuseum. Das füllt mich mehr aus als ein normaler Fulltimejob. Übrigens hatte mich Wolfgang Tiefensee damals 1990 in das Leipziger Schulverwaltungsamt geholt, obwohl ich ihm gesagt habe: „Du wirst dich jeden Tag über mich ärgern, weil ich dir bestimmt andauernd widersprechen werde.“ Damals hat er noch gemeint: „So eine wie dich brauche ich aber im Amt.“

Noch kurz etwas zu meinem Sächsisch. Es ist Ihnen sicher aufgefallen, dass ich mich gar nicht geniere, Sächsisch zu reden. Das war nicht immer so. In der DDR-Zeit habe ich mich sehr bemüht, überhaupt nicht Sächsisch zu reden. Das war schon wegen Ulbricht einfach unmöglich, die Älteren unter Ihnen werden mich sicher verstehen. Das hat sich sehr geändert. Jetzt bekenne ich mich ganz klar zu meiner sächsischen Herkunft. Besonders freue

ich mich über meine enge Beziehung zu Leipzig, nicht zuletzt, weil wir so eine fantastische Bildungsgeschichte haben. Wir könnten heute so viel lernen aus der Leipziger Schulgeschichte! Es gab hier einen Schulleiter, Hugo Gaudig, den Namen haben Sie wahrscheinlich nie gehört. Gaudig hat als Theologe und Pädagoge in seiner Schule schon vor hundert Jahren zur Freiheit und Verantwortung erzogen, mitten in der Kaiserzeit, sagenhaft – das weiß kaum einer. Es gab aber auch mindestens eine sehr böse Schattenseite dieser Leipziger Schulgeschichte des 20. Jahrhunderts. In Leipzig tobte ein Kirchenkampf in fast allen Schulen, der nirgendwo so feindlich ausgetragen wurde wie hier. Also zwei Extreme, die ich jetzt nur kurz andeuten kann.

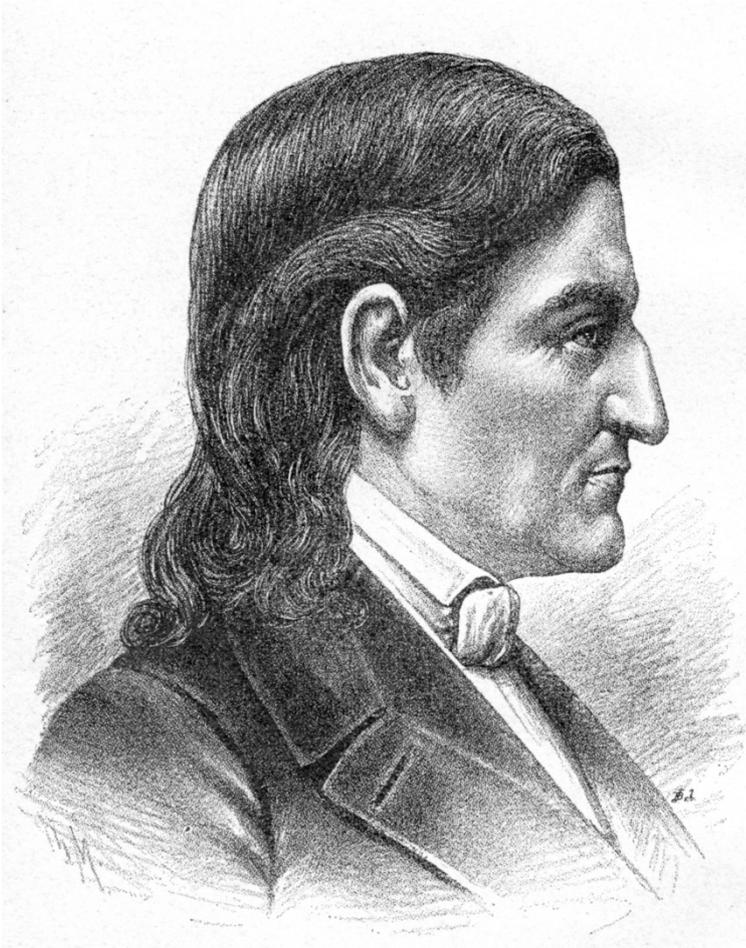
Zum Thema Fremdenfeindlichkeit im Osten muss ich unbedingt noch etwas sagen. Ich bin auf dieses Thema schon vor zehn Jahren aufmerksam geworden. Da hörte ich von Kriminalprofessor Pfeiffer, dass die Wahrscheinlichkeit, in Ostdeutschland überfallen zu werden, wenn man nicht deutsch aussieht oder irgendwie Ausländer ist, zehnmal so groß ist wie in Westdeutschland. Ich wollte wissen, ob dies vielleicht auch an unserer DDR-Schulerziehung liegt. Wir haben in einer kleinen, internationalen Arbeitsgruppe untersucht, wie verlogen die angebliche Erziehung zur Völkerfreundschaft in unseren Schulbüchern und im Schulleben der DDR tatsächlich war. Unsere Ausstellung „Fremde und Gleiche in der DDR-Schule“ ist durch Deutschland gewandert, hat in allen Städten außerhalb Leipzigs sehr viel Protest ausgelöst, besonders natür-

lich bei Lehrern, die sich getroffen gefühlt haben und die meinten: „Wir haben unseren Kindern doch immer Toleranz und Völkerfreundschaft beigebracht!“ Die gleiche Paradoxie wie die angeblich konsequente Erziehung zum Antifaschismus in der DDR, die aber zugleich jede wirkliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gescheut hat. Ich wundere mich nicht über die Neonazis in unserer Mitte. Es gab sie schon lange, auch in der DDR.

Aber wen es interessiert, der komme doch einfach mal um die Ecke. Zweihundert Meter von hier entfernt ist die Ausstellung auch heute noch zu sehen. Wir haben sie in unsere Dauerausstellung aufgenommen ebenso wie unsere Ausstellung „Kinder in Uniform – Jugendorganisationen im Vergleich“.

Zum Thema „Jüdische Geschichte in Leipzig“ möchte ich noch kurz etwas erzählen. Ich habe mich seit zehn Jahren um die heute noch lebenden ehemaligen Leipziger Juden gekümmert. Diese hochbetagten Leute haben mir übrigens meine Liebe zu Leipzig beigebracht, obwohl sie seit 60, 70 Jahren ganz woanders leben, weltweit verstreut. Unser Buch „Jüdische Schulgeschichten“ enthält fünfzig Interviews, die ich mit ihnen geführt habe. Sie können es gern bei uns im Schulmuseum bestellen.

Biographiearbeit, das Stichwort ist vorher schon gefallen, ist sehr wichtig für uns. Klar, unsere ostdeutschen Jugendlichen verteidigen die Biographien ihrer Eltern, obwohl sie selbst nicht in der DDR gelebt haben. Dann streiten sie darüber, wie toll die DDR war und wie glücklich ihre Eltern da gelebt haben. Eine Stipendiaten-



Ein Beispiel für mitteldeutsche Erziehungs- und Schulgeschichte: Friedrich Fröbel gründete 1837 im thüringischen Bad Blankenburg eine „Pflege-, Spiel- und Beschäftigungsanstalt“ für Kleinkinder und begründete damit die heutigen Kindergärten.

gruppe der Konrad-Adenauer-Stiftung war bei mir im Schulmuseum, eine kleine Minderheit war ostdeutsch sozialisiert, die große Mehrheit westdeutsch. Schon die Minderheitensituation hat diese blitzgescheiten Jugendlichen so herausgefordert, dass sie meinten, sie müssten jetzt um jeden Preis die Lebensleistung ihrer Eltern in der DDR verteidigen. Es waren heftige Dispute, und ich habe mich dabei ertappt, dass ich offenbar westdeutsch tickte. Vielleicht kommt das daher, dass ich seit 1975 fast nur Tagesschau oder heute-journal gesehen habe? Jeden Abend habe ich mich mit westdeutscher Politik beschäftigt. Die Aktuelle Kamera im DDR-Fernsehen habe ich nicht angeschaut. Und deswegen war der

Herbst 1989 für mich eine Befreiung. Ich hatte überhaupt nicht das Gefühl, da wird uns etwas übergestülpt, nicht mal in der Schule. Ich durfte an der sächsischen Verfassung und am Bildungsartikel mitarbeiten. Ich habe Demokratie richtig hautnah erlebt, wie das gehen kann, und ich freue mich immer noch als Christenmensch, dass nicht alles so bleiben muss, wie es ist.

Ich bin heute allerdings schwer enttäuscht über die Behandlung der Schulen in freier Trägerschaft in Sachsen. Und ich möchte mich hier mit einem Appell an die katholische Kirche wenden: Bitte verteidigen Sie diese neugegründeten Schulen gegen den heftigen Gegenwind, der uns aus den

Staatsregierungen in Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt neuerdings entgegenbläst. Meist sind es die Finanzminister, die immer noch nicht begriffen haben, dass diese Schulen in freier Trägerschaft für den Staatshaushalt viel sparsamer sind. Ein sächsischer Kultusminister bezeichnet diese Schulen und ihre Träger in der Öffentlichkeit als „Kannibalen“. Da müssen doch die Alarmglocken schrillen! Entschuldigung, dass ich etwas emotional werde, aber ich sehe da etwas ins Rutschen kommen. Es kann nicht sein, dass diese von Eltern gewollten, von Eltern gegründeten Schulen behandelt werden, als kämen sie von einer kriminellen Vereinigung. Wer Schulen gründet, geht nicht weg! Sie sind manchmal im Dorf die einzigen Hoffnungsträger neben der Kirche. Evangelische und katholische Schulen sind oft mit dem direkten Segen des Bischofs, manchmal nur mit dem fernen Segen des Bischofs gegründet worden. Sie sind nun eine Chance für weitere Schulreformen und eine Chance für die Kirchen nach der langen Wüstenwanderung durch fast sechzig Jahre Atheismus. In der evangelischen Kirche ist es übrigens am Anfang der neunziger Jahre etwas komplizierter gewesen. Katholische Schulen zu gründen war viel leichter, Bischof Reinelt hat da vieles in Sachsen ermöglicht. Dafür bin ich noch immer sehr dankbar. Wir suchen manchmal verzweifelt nach den positiven Ergebnissen dieser Revolution. Diese Schulen sind gute Beispiele. Hier müssen sich die Kirchen stärker einmischen, wenn die Politik – egal welcher Partei – uns diese Ergebnisse wieder in Frage stellen will. Darum bitte ich jetzt inständig. ■

Statement 4:

Ein Blick in das Uhrwerk der Gesellschaft

Johann Michael Möller

In Baden-Württemberg waren wir quasi Südthüringer. Meine Familie lebte seit 400 Jahren im Raum Ilmenau, mein Vater war ein typischer Thüringer. Wenn gleich er in Berlin aufgewachsen war, hat er seine Herkunft nie vergessen. Was ist ein typischer Thüringer? Ich will es mal an zwei Dingen festmachen: Eine große Heimatliebe ist für mich immer typisch thüringisch gewesen – und das Fehlen urbaner Räume, das in sich Gekehrte, eher leicht Neapolitanische der Thüringer.

Ich habe zehn Thesen aufgeschrieben, in denen man vieles des schon Gesagten wiedererkennen wird. Ich bitte, es nicht als einfache Wiederholung, sondern eher als Bestätigungen mit Festigung gemeinsamer Wahrnehmung zu sehen.



Johann Michael Möller ist Hörfunkdirektor beim MDR.

1. Auch ich möchte mit dem Identifikationsraum „Mitteldeutschland“ anfangen. Es ist ein fürchterliches Kunstwort – ich

habe mich gefragt, was uns die Tagungsveranstalter damit sagen wollten. Wollten sie nur den Begriff „Osten“ oder „ehemalige DDR“ vermeiden? Ist Mitteldeutschland ein historischer Raum? Gibt es so etwas, das in die Reihe „norddeutsch“, „süddeutsch“, „ostdeutsch“, „westdeutsch“ hineingehört? Wir, die hier im Westen groß geworden sind, wissen, wie heikel dieser Begriff Mitteldeutschland war, er wurde natürlich immer auch im Zusammenhang mit dem „wahren“ Ostdeutschland jenseits der Oder-Neiße-Grenze benutzt. In unserem kollektiven Gedächtnis ist dieses merkwürdige Mittel-land, dieses mittlere Deutschland, eine ungewöhnliche Verdichtung von Erinnerungsorten, wo die blaue Blume zuhause war und ganz wichtige Figuren unserer Literaturgeschichte gelebt haben.

Es gibt neben dem Thüringen-Monitor auch größere Instrumente, unter anderem benutzen die Sozialwissenschaftler den Speyrer Wertesurvey. Dieser kommt zu ganz erstaunlichen festen Bindungen an das jeweilige Bundesland, die nicht allein eine thüringerische Angelegenheit sind, sondern für alle neuen Länder gelten. Deshalb sind diese Neu- und Umgliederungsdebatten für mich sehr virtuell. Es gab nach der Wende den grundlegenden Wunsch, wieder bei sich zu Hause zu sein. Für die Sachsen

genau wie die Thüringer wäre eine gemeinsame Verwaltung von Mitteldeutschland unvorstellbar gewesen, sie wäre an der Realität gescheitert.

Wenn man die Bindungswerte mit Westdeutschland vergleicht, dann fällt auf, dass der identitätsstärkste westdeutsche Raum Bayern von den Wertigkeiten gerade mal an den identitätsschwächsten ostdeutschen Raum Sachsen-Anhalt heranreicht. Die Ausprägung dieser Heimatliebe ist hier um so vieles stärker, dass der Westdeutsche, die westdeutschen Länder deutlich abfallen. Also meine erste ganz einfache These heißt, es sind hier wieder stabile Identitätsräume, Landschaften, denen man so zugehörig fühlt, entstanden – und Wowereit würde sagen: Das ist auch gut so. Es funktioniert wirklich.

2. Meine zweite These schließt unmittelbar daran an: Die Erinnerung an die Teilung, die Wahrnehmung von Unterschieden verschwindet. Die Grenze verläuft heute, nach meiner Wahrnehmung, eher zwischen Generationen und zwischen sozialen Schichten als zwischen den alten und den sogenannten neuen Bundesländern. Ich glaube auch, dass die Jungen, die Erfolgreichen in dieser gemeinsamen Republik angekommen sind. Meine jungen Kollegen strahlen eine solche stabile Selbstverständlichkeit, so ein enormes Selbstbewusstsein

aus, dass ich ihnen mit einem Verelendungsdiskurs selten kommen kann. Die Älteren dagegen und die Schwächeren klammern sich natürlich an ihre Vergangenheit. Es ist eben nicht so, dass die alten Eliten, dass die ältere Generation per se zu den Verlierern zählen, im Gegenteil. Ich habe z. B. bei manchem klassischen Leipziger Alte-Damen-Kaffee erlebt, wie sie mit der Erinnerung an die Zeit vor 1945 und vor 1933 mit einem ganz anderen Bewusstsein von ihrer Stadt ausgerüstet sind. Ich glaube, man muss sehr aufpassen mit Verallgemeinerungen.

3. Meine dritte These bezieht sich auf das Wiederaufleben von DDR-Identität oder besser: DDR-Erinnerungen; ich mag solche Worte wie Nostalgie überhaupt nicht. Ich halte dieses psychologische Wiederaufleben für ein womöglich ideologisches Phänomen. Es ist nicht mehr an konkrete Lebenssituationen gekoppelt, wie uns manche politische Protagonisten glauben machen möchten. Es ist, so meine Vermutung, weniger Ausfluss eines Gefühls von Überfremdung und Benachteiligung – dies ist es gewiss auch: Natürlich haben viele Menschen hier noch eine zweite Wende erlebt, nach dieser ersten Euphorie, sie kam dann irgendwie mit dem Beginn der Währungsunion. Das Festhalten an den alten Werten hat nichts mit einem Erbe zu tun, sondern ist Ausdruck dieser erneuten Anpassungen. Aber es gibt eine weitere Erklärung für mich. Die Generation nach der Wende war damals Ende 30. Mit dieser mittleren Generation haben wir hier angefangen, die ältere musste aus politischen Gründen häufig gehen, die Jungen standen noch nicht zur Verfügung. Man begann also in einer Generation von Enddreißigern.

Diese sind nun nach zwanzig Jahren Ende 50. Sie gehen auf das Rentenalter zu, und plötzlich erlebe ich, wie man anfängt, sich mit seiner Jugend zu beschäftigen. Sie spielt eine ganz große Rolle, und diese Jugend ist nun mal auch eine Jugend in der DDR gewesen. Es ist auch oft ein sehr privater Diskurs über das Ferienlager an der Ostsee; mit der Frage: Warum gab es hier im Osten eine FKK-Kultur und was bedeuteten die Fichtenholzbretter in der Loggia der Plattenbauwohnung – oder der aus Brauneisen zusammengeschiedete Gartenzaun, so ein Rest an Eigenständigkeit. Ich glaube, dass diese latente Verklärung der Vergangenheit, die wir in vielen Gesprächen erleben, politisch gedeutet werden darf. Ich denke, wir sollten uns immer wieder vor Augen halten: Es wird nicht ein System verklärt, es wird eher ein Wertekanon betont: Gleichheit, Solidarität, aber eben auch Ehrlichkeit, Offenheit, Hilfsbereitschaft. Wir, die im Westen groß geworden sind, schmunzeln manchmal darüber, weil wir natürlich sozusagen immer gleich als Gegenstück mitgedacht werden. Wir sind dann automatisch unehrlich, unoffen, wenig hilfsbereit. Das sind natürlich auch Spielchen geworden, die wir uns zum Glück einigermaßen amüsant gegenseitig bereiten. Aber dieser Prinzentitel „Du musst ein Schwein sein“ ist in meinen Augen nicht ganz zufällig. Es ist fast so eine Art Nachwendehymne geworden. Dass er nun ausgerechnet von Kindern geprägt wurde, die aus einem theologisch-pädagogisch geprägten bürgerlichen Milieu Leipzigs stammen, finde ich ganz besonders amüsant.

4. Aber dennoch schwingt da etwas mit, was ich als vierte

These in den Raum stellen möchte: eine für mich immer noch deutliche Distanz zu politischen, gesellschaftlichen Ordnungen des gemeinsamen Landes. Diese Demokratie wird häufig als System wahrgenommen. Und da man bereits ein System, das sozialistische, überlebt hat, fühlt man sich den Westlern gegenüber im Voraus. Die Krisensymptome der westlichen Welt werden deshalb auch nicht als Ausnahmeerscheinung, sondern häufig als systemimmanent betrachtet.

Es kriselt das Finanzsystem des Euros der Europäischen Gemeinschaft; jetzt der Terrorismus. Das sind fast schon Untergangsszenarien, und ich höre immer wieder im Kollegenkreis: Jetzt ist der Westen dran!

5. Wir haben mal eine Sendung gemacht, die trug den Titel „Der zweite Fall der Mauer“. Da bin ich erst einmal umgefallen, als ich das las, gestehe aber, dass dem ein Gefühl entspricht, das mir danach häufiger noch begegnet ist. Dieses Denken, so meine fünfte These, ist aber kein Phänomen der in der DDR aufgewachsenen und von ihr geprägten Generation. Erstaunlicherweise findet es sich gerade in der ganzen Bevölkerung wieder. Diejenigen, die die DDR nur aus Erzählungen kennen, bilden das Bewusstsein, ostdeutsch zu sein, wieder stärker aus, sie haben bestimmte wichtige Auffassungen milieuspezifisch von der älteren Generation weitergegeben bekommen. Und viele Differenzen bestehen gerade generationsübergreifend fort. Das ist eine Erfahrung, die man häufig bei Kulturwandelprozessen macht. Die Enkelgeneration reproduziert – allerdings sehr virtuell, sehr ideologisch – etwas, was eigent-

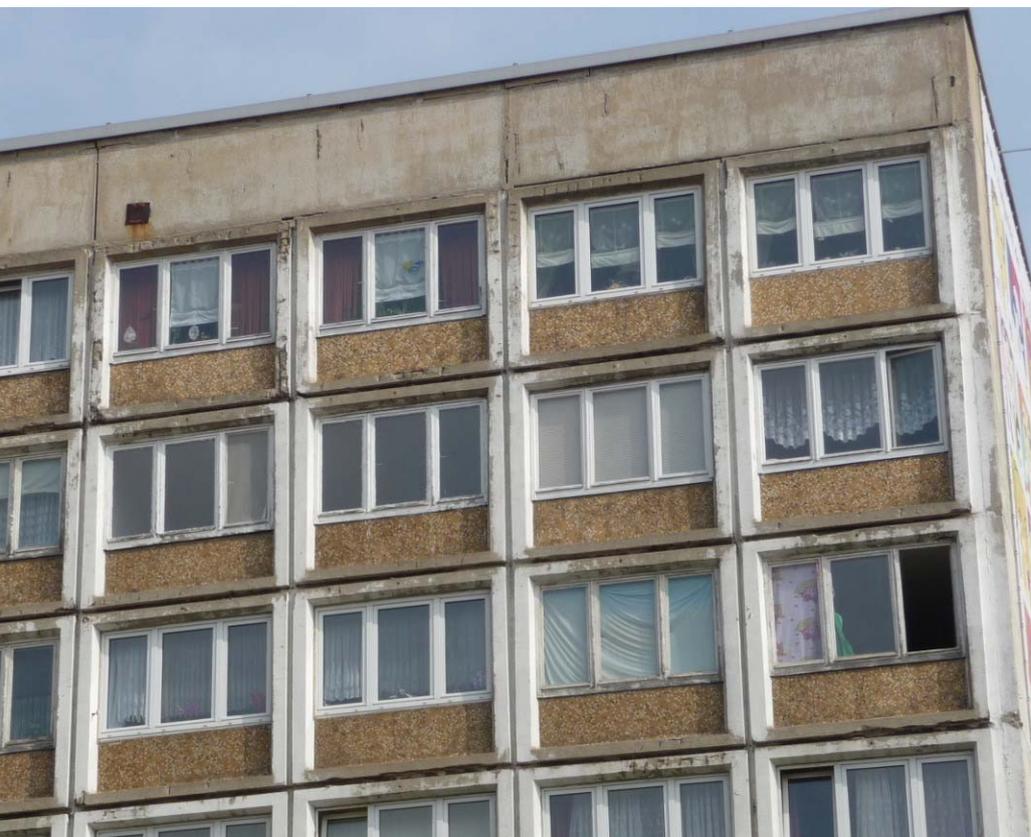
lich den Herkunftswelten der Milieus ihrer Großelterngeneration entspricht. Dennoch – eine selbstbewusst vorgetragene Identität ist auch Ausdruck von gesellschaftlicher Stabilität. Ich kann daran nichts Anstößiges erkennen, wenn die Leute sagen, ich bin stolz, ein Thüringer zu sein. Da schwingen ganz viele gelebte Welten, auch gelebte Berufserfahrung, gelebte Lebenserfahrung mit.

zurzeit heftig erschrecken, ich meine diese ganz alltägliche leise Aggressivität. Man geht spazieren und wird aus unerfindlichen Gründen plötzlich attackiert. Man fragt sich, was war das jetzt eigentlich?

Es war ein Waldspaziergang an einem wunderschönen Sonntagnachmittag, ich habe einen kleinen Hund, lasse ihn laufen, und plötzlich begegnet mir ein

sammenhang bringen mit einer Art posttraumatischer Reaktion, die sonderbarer Weise viele Jahre nach dem eigentlichen Umbruchsschock einsetzt. Es wäre interessant, die Krankenregister danach durchzuschauen. Ich erlebe, dass die psychologischen Praxen überlaufen sind, dass ein überproportionales Maß an Psychopharmaka verschrieben wird. Ich habe das Gefühl, hier passiert etwas an Aufarbeitung, dass viele Betrachter gar nicht wahrnehmen. Ich spüre abends, wenn man mit den Menschen, den Freunden, den Nachbarn zusammensitzt, heftige Aufarbeitungsprozesse. Sie laufen einer Phase nach, in der man sich zunächst einmal um die schwere Existenzgründung kümmern müsste. Jetzt hat eine Generation, die zwanzig Jahre hingeklotzt hat, endlich Zeit, über ihre Verletzungen, über ihre Enttäuschungen und darüber nachzudenken: Woher komme ich eigentlich, wer bin ich eigentlich, wohin wollten wir eigentlich?

7. Deshalb glaube ich, dass das Thema Sinnentleerung hier schon eine große Rolle spielt, auch wenn es ernstzunehmenden Untersuchungen widerspricht. Es gibt eine Studie aus den Neunzigern von Schmidtchen vom Sozialpsychologischen Institut der Universität Zürich, die dem „Wertevakuum“ heftig widersprach. Nach der Wende seien die Menschen hier in den neuen Ländern keineswegs in ein Vakuum gefallen und verfügen über ein sehr stabiles Koordinatensystem. Sie seien zwar nicht gerade so bibelfest, aber sie seien z. B. christlicher eingestellt als die Westdeutschen. Wir hatten damals eben die These von der verspäteten Nation, von der verspäteten Gesellschaft, dass die Werte der Ostdeutschen denen der West-



„Postkommunistische Gesellschaft“: Plattenbau in Halle/Saale.

6. Dennoch – dieser äußerlichen Beruhigung steht, so meine sechste These, eine latente Aggressivität gegenüber, und ich fürchte, dass sie zugenommen hat. Ich meine nicht alles das, was unter Fremdenfeindlichkeit und Ähnlichem verbucht wird, ich meine auch nicht direkt rechtsextremistische Formen, die uns

wohlgekleideter Mensch, der sagt, wenn sie ihren Hund nicht anleinen, trete ich ihnen in die Fresse. Ich gehe nach Hause und denke, was war das jetzt?

Sie werden sagen, das ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das ihnen überall begegnet. Ich empfinde es hier im Osten als stärker. Ich möchte es in den Zu-

deutschen der fünfziger Jahre entsprächen und nun so langsam zum Scheitern kommen müssten. Schmidtchen stellt einen völlig anderen Befund.

8. Ich will ihn mal so in den Raum stellen, aber ich will ihn ergänzen durch eine Wahrnehmung, die für mich eine auffällige Zweifelhait bedeutet. Da ist auf der einen Seite eine gerade bei den Jungen hervorragend ausgebildete Generation, die polyglott ist und draußen in der Welt war. Ich habe gerade wieder eine Bewerbungsrunde hinter mir – was mir da entgegentritt an jungen Menschen, die in Washington, in London, in Paris leben und sagen, jetzt haben wir die Welt gesehen und Maßstäbe anderer Art kennengelernt. Und wir wollen das mitbringen, was wir gelernt haben – wohlthuend selbstverständlich. Und auf der anderen Seite gibt es aber diese depravierte, diese vollkommen perspektivlos dumpf-aggressive Jugend, die zur Immobilität neigt, die in ein wirkliches Vakuum gefallen ist, weil die im Existenzkampf stehenden Eltern ihnen nicht mehr geben konnten. Ich glaube, dass unsere Situation hier von diesem Extrem geprägt ist: auf der einen Seite diese junge Generation, die enorm nach vorne strebt und keinen Vergleich mehr scheut, und auf der anderen Seite diese dumpfe Welt. Das Nachkriegsideal Westdeutschlands, dieser wohltemperierten Mittelstandsgesellschaft, stellt sich hier nicht ein.

Die ostdeutsche Gesellschaft entmischt sich sozial, sie entmischt sich räumlich, sie trägt Züge einer postkommunistischen Gesellschaft. Das vergessen wir immer wieder, weil wir das alles unter Wiedervereinigung packen. Da gibt es auf der einen Seite

enormen Reichtum. Ich habe noch nie so viele Oberklasseautos gesehen wie in Gera – gehen Sie mal durch und zählen sie, wie viele Mercedes dort stehen. Es gibt aber auf der anderen Seite natürlich unglaubliche Armutsregionen.

9. Meine neunte These wäre deshalb: Wir müssen uns wahrscheinlich von der Vorstellung trennen, dass es hier eine Rekapitulation der westdeutschen Entwicklung geben wird. Ich glaube, diese Erkenntnis ist deshalb so wichtig, weil wir nicht immer in diesem Nachholmechanismus, der auch gar nicht mehr finanzierbar ist, bleiben können. Wir müssen akzeptieren, dass es hier prosperierende Regionen gibt – Leipzig oder Dresden zum Beispiel. Aber wenn sie hier ein paar Kilometer weiterfahren, kommen sie schon in ganz andere Ecken, die erkennbar erodieren, und wir müssen akzeptieren, dass wir eine soziale Patchwork-Gesellschaft geworden sind, dass wir uns von dieser Vorstellung von einer einräumigen homogenen Gesellschaft, in der alles seinen Platz hat, verabschieden können. Ich glaube, Leipzig wird seinen Weg gehen, Dresden wird seinen Weg gehen. Andere Städte auch, aber es wird daneben auch, ja, man hätte im Mittelalter gesagt: Wüstungen geben, wo die Menschen wegwandern, soziale Systeme zusammenbrechen.

10. Das ist ein soziales Spannungsfeld, das zu überbrücken politisch nicht gelingen wird, das aber z. B. für die Kirchen eine Herausforderung ist. Wie gehen eigentlich Kirchen, wie geht eigentlich die institutionelle Gläubigkeit mit diesem Phänomen um? Ich glaube, wenn man es so macht wie bei der Vorbereitung

des Evangelischen Kirchentages in Dresden, wird es nicht gehen.

Ich saß dort mit dreißig hohen Würdenträgern zusammen, irgendwann nach einer Stunde war ich der erste, der die Frage nach Transzendenz gestellt hat. Und der erstaunte Blick zeigte mir, wie weit wir von der Vorstellung entfernt sind, mehr zu sein als eine Art Diakonieverein, gewissermaßen der soziale Reparaturmechanismus dieser Gesellschaft.

Das Wort von Papst Benedikt im Augustinerkloster hat mir sehr nachgeklungen: Ich bin nicht gekommen, um hier meinen Glauben zu verhandeln. Das war ein Wort, das mich bei der ganzen ökumenischen Diskussion drum herum tief beeindruckt hat. Ich glaube, Kirche braucht Botschaften, das erwartet man von ihnen – und die müssen sie selbstbewusst vortragen.

Wir werden uns von dieser westdeutschen Reihenhausidylle verabschieden, aber wir werden die ostdeutschen Bundesländer vielleicht eines Tages wahrnehmen als einen Ort mit einer erstaunlichen Dynamik. Harry Graf Kessler ist einmal nach Weimar gekommen mit dem Satz: In der deutschen Provinz kann ich die Mechanismen der deutschen Gesellschaft am besten beobachten, da sehe ich deutlicher hinein, in das Uhrwerk dieser Gesellschaft. Er meinte es eher kritisch, sorgenvoll; ich meine es ganz positiv. Ich habe erlebt, wie in den Teilen Berlins, die am kaputttesten aussahen, die spannendsten Prozesse im Gang waren. Warum soll das hier nicht möglich sein? Aber dazu brauchen wir Menschen wie Jana Hensel, die helfen, einen anderen Diskurs als diesen Elendsdiskurs zu führen.

Ich danke Ihnen! ■

Replik 1:

Sondersituation

Hellmut Seemann

Ich hatte heute Morgen, was ich nicht sehr oft tue, einem Mitdreißiger, promoviert und habilitiert, zu kündigen, und es war mir wichtig, mit diesem Mann ein ausführliches Gespräch zu führen. Es dauerte etwa zehn Minuten, in denen wir versuchten zu klären, was hier schiefgegangen war. Er brachte ganz deutlich zum Ausdruck: „Ich bin ja ein Opfer der Ostdeutschen.“ Der junge Mann hatte in Westdeutschland studiert und promoviert. Man muss jemandem in einer so schwierigen Situation natürlich helfen und ihn nicht kritisieren, aber ich konnte nicht umhin, ihn darauf hinzuweisen, dass er ausschließlich mit westdeutschen Kollegen und Vorgesetzten in dieser Zeit seiner Mitarbeit in meiner Stiftung gearbeitet hatte. Die kurze Zeit, die er

Danach bin ich zum sechzigsten Geburtstag eines sehr verdienten westdeutsch sozialisierten Stiftungsdirektors nach Rudolstadt gefahren, und dort wurde einem sehr verdienten Denker in Thüringen für seine vielfältigen Leistungen gedankt. Es war eine Stimmung der Herzlichkeit, der Begeisterung über Thüringen als das Land der Residenzen, der Schatzkammern (dieses Wort fiel mindestens ein Dutzend Mal). Es war eine vollkommen Ost-und-West-gemischte Gesellschaft, die Landräte, die Bürgermeister, natürlich auch museale Kollegen, die vollkommen glücklich waren, dass man jetzt einmal zusammen ist und sich darüber freut, dass ein so verdienter Kollege gewürdigt wird.

Ja, und dann bin ich hierher nach Leipzig gekommen, komme hier herein, und das Erste, was ich natürlich sage, ist: Weimar. Ja, dieser Saal (sc. die Aula der Volkshochschule in Leipzig) ist ohne Weimar nicht zu denken. Obwohl ich noch nie hier war, habe ich sofort gesehen: Das ist Weimarer Wirkungsgeschichte. Hier sehen Sie ganz viele künstlerische Zitate aus dem Stadtschloss in Weimar, der klassizistischen Protoarchitektur in Deutschland. Es ist schön, dass das hundert Jahre später selbst in Leipzig so aufgenommen wird. Aber was ich dann hier hörte, war nicht „Festsaal des Stadtschlusses Weimar“. Das war vielmehr eine

sehr ernste und auch etwas bedrückende Atmosphäre. Wie sollte es vor dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse auch anders sein? Und jetzt soll ich eine Replik geben. Ich soll jetzt nicht sagen, was ich jetzt selbst noch so finde, sondern ich soll sagen, wie ich denn das finde, was sich hier heute dargestellt hat. Das fällt mir wirklich schwer, weil ich doch sehr viele unterschiedliche Stimmen höre.

Ich will erstens etwas über „Mitteldeutschland“ sagen. „Mitteldeutschland“ ist in der Tat für einen 1953 Geborenen ein unangenehmes Wort. Es kann entweder die Mitte Deutschlands bedeuten. Das gefällt mir zwar kulturgeschichtlich, zumal dann Weimar die Mitte der Mitte Deutschlands ist. Aber es gefällt mir natürlich aus dem Grund, den Herr Möller genannt hat, überhaupt nicht, denn wir mussten zeitweilig Sondermarken aufkleben, auf denen stand drauf: „Dreigeteilt niemals.“ Das war der FDP-Slogan, und da war „Mitteldeutschland“ eben das, was vor Ostdeutschland kommt. Mir gefällt aber auch die Mitte Deutschlands eigentlich nicht, denn die Mitte-Deutschlands-Ideologie ist eine Verdichtung dessen, was man als die Vorgeschichte des deutschen Sonderweges und eine Vorgeschichte auch des national-völkischen Weges geistesgeschichtlich und ideengeschichtlich leider sehen muss.



Hellmut Seemann ist Präsident der Klassik Stiftung Weimar.

in Ostdeutschland war, reichte doch aus, das Vorurteil stark zu machen, dass man dort als Westdeutscher nicht ankommen kann.

Und mir gefällt auch „tickt“ nicht, weil „tickt“ ist diese chronische Mischung: Wie „denkt“ Mitteldeutschland und wie „fühlt“ Mitteldeutschland? Ich finde, man sollte das auseinanderhalten. „Ticken“ ist immer das Wort, womit man es zusammenschiebt. Ticken kann man nämlich sowohl bei einem Gedanken sagen wie auch bei einem Gefühl. „Du tickst nicht richtig!“ kann sowohl die Aussage sein über einen, der ein Gefühl, wie gegenüber einem, der einen Gedanken zum Ausdruck bringt. Deswegen ist in „Ticken“ immer diese Vermischung von Denken und Fühlen enthalten. Ich halte es immer damit, beides auseinanderzuhalten. Und vor allen Dingen nicht, beim Denken mehr zu fühlen als zu denken und beim Fühlen mehr zu denken als zu fühlen.

Was gemeint sein könnte: Gibt es noch eine geistige und gesellschaftliche Sondersituation in diesen drei Ländern Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen? Und da würde ich antworten: Natürlich gibt es die! Und das ist auch gut so. Vor allen Dingen ist es aber vollkommen normal. Ich möchte zwei Aspekte stark machen, die ich auch schon mehrfach gehört habe: Ich finde, wir sollten versuchen, etwas geräumiger zu denken, sowohl, was die geografischen, wie, was die zeitlichen Aspekte angeht. Ich finde, es wäre jetzt – 20 Jahre nach der Wende – an der Zeit, den Versuch zu machen, an mentalitätsgeschichtliche, an ideengeschichtliche Besonderheiten zeitlich vor dem Nationalsozialismus anzuknüpfen und zu schauen, wie es eigentlich in den zehner und zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Mitteldeutschland war. Und war das möglicherweise anders als im Rhein-

land? Das finde ich interessant. Wir rücken jetzt immer mehr weiter weg von den Jahren des Untergangs der DDR, und wir erhalten dadurch andere Perspektiven in der Entwicklung. Beim Denken – möglicherweise auch beim Fühlen – halte ich das für wichtig.

Das zweite: Gestern habe ich in einer Studie eines Wissenschaftlers gelesen, der sich mit der Suizidgefährdung in unterschiedlichen Regionen Deutschlands beschäftigt. Nach seiner Analyse haben wir eine leicht höhere Suizidquote in den neuen Ländern, nach wie vor. Natürlich, das muss ja so sein, da es den Leuten in Ostdeutschland schlechter geht. Tatsächlich stellt man aber fest, wenn man eben etwas langfristiger wahrnimmt, dass auch in den zwanziger Jahren die Selbstmordrate in Thüringen und Sachsen höher war als in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz. Das ist ein interessantes Phänomen.

Wofür ich zudem plädieren möchte, ist, den größeren räumlichen Horizont in den Blick zu nehmen. Wir sind viel stärker in unserem Agieren und in unserem Denken geprägt von globalen Entwicklungen, die uns umgreifen, als von regionalen und möglicherweise auch solchen, die aus der deutschen Teilung herrühren. Und manchmal kommt es mir fast so vor, als ob wir uns in die Idylle zurücksehnen und sozusagen hoffen, regional spielen zu können. Ich glaube, dass die regionalen nicht die wesentlichen Effekte sind, mit denen wir es geistig und gesellschaftlich zu tun haben. Ich glaube, dass die Einflüsse, die globale Entwicklungen auf einen Portugiesen und auf einen Sachsen nehmen, viel größer und viel paralleler sind als die

Unterschiede dieser Entwicklung auf einen Sachsen und einen Baden-Württemberger.

Und das hat nun wiederum etwas damit zu tun, dass wir uns mit der globalen Vernetzung in einer Region befinden, die strukturschwach ist, sagen die einen – ich würde einfach sagen: die ohne urban-metropolitane Struktur leben muss. Wir haben eine ganz besondere Situation. Ich glaube, dass das Netz, die kommunikative Vernetzung der Welt und ihre Digitalisierung, etwas Unterschiedliches ist, wenn man damit in Berlin lebt, als wenn man damit in Sondershausen lebt. Der krasse Widerspruch zwischen meiner eigentlichen Lebensumgebung und dem, was sich um mich herum entwickelt, ist extrem stärker. Ich habe viel weniger direkte Kommunikation mit anderen darüber, was mit uns passiert. Das ist für mich ein wichtiger Aspekt in Mitteldeutschland. Ich wage es kaum in Leipzig zu sagen, aber ich glaube, es ist so: Wir haben hier keine Metropole. Und das ist in Zeiten der Globalisierung eine besondere Problematik.

Und jetzt noch ein Letztes zu der Situation, wie ich sie in Thüringen wahrnehme – ich kenne Sachsen und Sachsen-Anhalt viel zu wenig, um darüber etwas sagen zu können. Auch das klang an, ich kann es nur noch einmal bestätigen: Es gibt die Kluft zwischen der „Unterschicht“ und einer sich nach zwanzig Jahren irgendwie hergestellt habenden Elite; sie ist westlich geprägt nach wie vor, aber ich glaube, sie ist abnehmend westlich geprägt – und außerdem: Was ist mit solchen Leuten, die jetzt seit zwanzig Jahren westlich geprägt in Thüringen arbeiten, sind das einfach noch Westdeutsche? Wie soll

dieser „innerostdeutsche“ Dialog eigentlich stattfinden, sollen die dabei sein, sollen die nicht dabei sein?

Das ist ganz schwierig, wie man diese Öffentlichkeit noch umgrenzt. Was wirklich anders ist: Wenn Sie in Köln Unterschicht und Oberschicht nebeneinander sehen, dann ist die Kluft zwischen beiden geringer. Das ist für mich offensichtlich. Das ist ein sehr interessantes Phänomen, dieses Verlorensein. Wir haben – für Thüringen kann ich das nur sagen – eine extreme Unterschicht-Oberschicht-Selbststigma-

Köln leben, dann versucht der, irgendwie Kontakt mit Ihnen zu kriegen. Das ist eine vollkommen andere Situation. Das fällt mir in der Tat sehr auf, und das muss einen natürlich auch beunruhigen.

Nun hat mich Herr Staudacher gefragt, ob ich diese Replik hier geben möchte; ich denke, er hat mich gefragt, weil ich unter anderem auch katholisch bin. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt: Was hat das denn mit der geistigen Situation und der gesellschaftlichen Entwicklung zu tun, dass man katholisch ist? Ich kann sa-

bei mir jetzt elf Jahre her –, schon ziemlich katholisch sein, um da auch noch katholisch zu sein. Ich habe einen Kollegen, der aus dem Rheinland stammt. Er kam vor vielen, vielen Jahren nach Dresden, er ist dort in die Kirche gegangen und hat gesagt: „Oh, das war ja wie in einer Sekte.“ Er kam da so mit seinem rheinischen Naturell rein und wollte jetzt einfach mal, wie man das halt gelegentlich auch im Rheinland macht, in die Kirche gehen, und da war er in einem Milieu, wo er das Gefühl hatte: Das ist ja wie in einer Sekte. Da heißt, es war viel härter innen und außen als im Rheinland: „Na, gehste mal gucken.“ Das habe ich auch sehr stark empfunden.

Gleichzeitig habe ich empfunden, dass man in dieser Gesellschaft viel weniger gelenkt wird als Katholik. So habe ich das jedenfalls empfunden, weil es kein katholisches Milieu gibt. Und das habe ich als ungeheuer angenehm empfunden, die Kirche nicht als einen Bau, sondern als einen Raum zu sehen, einen geistigen Raum der Freiheit, in den man eintritt, wenn man das für sich entscheidet. Und ich habe immer das Gefühl, meine vollkommen unkatholische Umwelt – insbesondere die ostdeutsch Sozialisierten – haben eine vollkommen freizügige Haltung dazu. Sie sagen: „Einen Tick hat jeder, und der Seemann hat halt den.“ Und das soll auch überhaupt nicht kritisiert oder angegriffen werden. Ich finde das sehr angenehm. Ich muss mich mit keinem Milieu wie eine ekelhafte Butterstreichmasse, die auf jedem Brot immer mit drauf ist, auseinandersetzen, sondern es ist eine sehr persönliche Entscheidung. Das ist hier stärker geworden, als es in Westdeutschland gewesen ist. ■



Kulturland Mitteldeutschland: das Deutsche Nationaltheater in Weimar, davor das Denkmal für Goethe und Schiller.

tisierung. Ich habe immer das Gefühl, Menschen, die ungerecht behandelt wurden, die Unterschicht sind, die mit ihrem Leben unzufrieden sind, die verloren sind, möchten sich als solche stigmatisieren. Und wenn Sie mit einem Hartz-IV-Empfänger in

gen: Ich bin in der Thüringer Lebenssituation, wenn ich das richtig sehe, katholischer geworden und gleichzeitiger kirchenferner. Das ist eine ganz komische Erfahrung. Man muss, gerade wenn man als Westdeutscher nach Thüringen kommt – das ist

Replik 2:

Was heißt es, einen „Aufbruch“ zu wagen?

Eberhard Tiefensee

Angesichts der sehr verschiedenen und teils gegensätzlichen Wahrnehmungen der ostdeutschen Situation herrscht bei mir zunächst eine große Ratlosigkeit, wie das alles, was bei diesem Hintergrundgespräch geäußert wurde, irgendwie auf den Punkt zu bringen ist. Offenbar nehmen verschiedene Generationen die Situation verschieden wahr, auch sind je nach spezieller Sozialisation und gesellschaftlichem Umfeld die Wahrnehmungen andere.

Das legitimiert mich, eine eigene Sicht einzubringen: Der 9. November 1989 – die Maueröffnung – wurde von dem Ruf „Wahnsinn“ begleitet. Es handelte sich um so etwas wie eine „horizontverändernde Erfahrung“, die dadurch erkennbar ist, dass sie den Beteiligten zunächst die Sprache verschlägt, weil sich die bisherigen Kategorien (in diesem Fall z. B. die einer gesetzmäßig gelenkten Geschichte) als unzureichend erweisen. Gewöhnlich hält diese Sprachlosigkeit nicht lange an, weil kaum jemand auf Dauer im Unbestimmten und Offenen zu verbleiben mag. Das Ereignis bzw. das Erlebnis wird entweder verdrängt („beschwiegen“) oder in das übliche Kategoriensystem eingeordnet und damit in gewisser Weise „schlafen gelegt“. Damit geht allerdings die

Chance zur „Metánoia“ (d. h. zum Umdenken) verloren.

Für diese Analyse spricht, dass bei Zeitzeugenberichten im Rückblick auf die Wiedervereinigung bei aller Euphorie ein damaliges Gefühl der Verunsicherung durchschimmert, eine Entwurzelung, die zunächst als negativ erfahren wurde, aber letztlich als eine Aufforderung gesehen werden konnte, sich auf den Weg zu machen. Daraus resultiert aber auch ein verbreitetes Unwohlsein, die damalige Chance nicht hinreichend ergriffen zu haben, sondern im alten Leben geblieben zu sein (nach einem Aphorismus von St. J. Lec: „Nun bist du mit dem Kopf durch die Wand ... Und was willst du in der Nachbarzelle tun?“). „Aufbruch“ hat ja immer beide Komponenten: Im Blick auf die Vergangenheit stellt er einen „Bruch“ („Religion ist Unterbrechung“, so J. B. Metz) und in Richtung Zukunft die Öffnung für Neues in Theorie und Praxis dar. Dem entspricht das paulinische „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir liegt“ (Phil 3,13). Also: Haben sich die Ostdeutschen in der Interpretation der eigenen Erfahrungen fremdbestimmen lassen? Woher das ungute Gefühl, eine Praxis „übergestülpt“ bekommen zu haben,

die nicht auf die eigene Lebenswirklichkeit passt (schulischer katholischer Religionsunterricht nach westdeutschem Modell angesichts des verschwindenden Anteils katholischer Kinder in ostdeutschen Schulen als ein Beispiel)?

Die Philosophie kennt so etwas wie ontologische Verpflichtungen, d. h. dass Diskussionen und Argumentationen hintergründig ein bestimmtes Wirklichkeitsverständnis, eine bestimmte Art, die Dinge zu ordnen, „mit-

Dr. Eberhard Tiefensee ist Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.



schleppen“, was selten thematisiert und reflektiert wird, aber nichtsdestotrotz einflussreich für unser Denken und Handeln ist, weil es sowohl unsere Grammatik als auch unser Normengefüge steuert und zuweilen eine Quelle der Missverständnisse ist. Das Hintergrundgespräch ging z. B.

letztlich von einer kaum hinterfragten Ost-West-Differenz aus, wobei – nicht nur in diesem Fall – besonders aus westdeutscher Perspektive eine Optik des „noch nicht“ vorherrscht: Ostdeutschland ist in vielem „noch nicht“ so weit wie der Westen oder „weniger“ – z. B. religiös, demokratisch, freiheitlich denkend, auf Selbstverwirklichung achtend, autoritätskritisch ...

Beides wäre „ans Licht zu bringen“ und dann kritisch zu hinterfragen: 1. Die Ost-West-Differenz überdeckt die in Deutschland eventuell stärkere Nord-Süd-Differenz (die sich z. B. in Parteipräferenzen bei Wahlen zeigt). Ob z. B. Thüringen und Sachsen eher zum Süden als zum Norden gehören und Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg nicht erheblich größere Gemeinsamkeiten mit Niedersachsen als mit den anderen ostdeutschen Bundesländern haben, wäre zu hinterfragen – entsprechend müssen auch die pastoralen Initiativen punktgenauer auf die jeweilige Region abgestimmt werden. 2. In manchem scheint der Osten Deutschlands weiter zu sein als der Westen und Süden; das dürfte insbesondere für den Umgang mit der Minderheits-situation gelten. Lange Zeit erschien die Diaspora als defizitär – eine katholische Spezialform der „Okzidentierung“ Europas, das in der Regel lieber auf den idealisierten Westen schaut, als sich in Richtung Osten zu „orientieren“: Die Diasporakirche versuchte in minimierter Form bestimmte volksskirchliche Lebensformen fortzusetzen (Fronleichnamsprozessionen nicht durch die Stadt, sondern „im kleinen Kreis“ im Pfarrgelände). Inzwischen scheint sich die Perspektive zu drehen: Volksskirche wird neugierig auf

die Erfahrungen und Initiativen der Diasporakirche. Zuweilen habe ich sogar den Eindruck, dass volksskirchliche Christen sich gegenüber den Christen aus der Diaspora zu einer Art Rechtfertigung genötigt sehen: Wir sind „noch nicht“ so weit wie ihr; was ihr erlebt, kommt auch bei uns, aber darauf sind wir derzeit „noch nicht“ vorbereitet. Generell wird das so nicht zu behaupten sein (wie überhaupt allgemeine Feststellungen zu Unterschieden nur mit Vorsicht zu treffen sind – s. o.), es wäre aber ein Beispiel für die Notwendigkeit, bestimmte Sichtweisen ständig zu überprüfen.

Eigentlich müssten wir uns gemeinsam auf die Suche nach dem machen, was in solchen „horizontverändernden“ Erfahrungen impliziert ist, sie zu interpretieren und wirksam zu machen trachten und eben nicht zum Alltagsgeschäft übergehen. Was dann aber immer noch zu wenig zu finden ist, sind Räume der hierfür notwendigen Kommunikation. An sich markieren die erwähnten horizontverändernden Erfahrungen Bruchstellen, an denen die „je größere Wahrheit“ aufleuchten kann, falls es gelingt, die Differenzen hinreichend lange offen zu halten und nicht in Festlegungen und im rasch angestrebten Konsens wieder zu eliminieren. Das berührt immer auch – oft unausgesprochen – die Frage nach Gott als demjenigen, „der umfassender nicht gedacht werden kann“ (Anselm von Canterbury). Deshalb müssten besonders die Kirchen diese Räume bieten, steht doch bei ihnen im Hintergrund ein tiefes und begründetes Vertrauen, dass dieses Bemühen letztlich nicht in die Irre gehen wird. Es darf sogar behauptet werden, dass Auf-

bruchssituationen nur konstruktiv offenzuhalten sind, wenn sie von einem solchen Grundvertrauen unterfangen werden (wie wir auch zu DDR-Zeiten zuweilen etwas salopp sagten, dass den Sozialismus eigentlich nur ertragen kann, wer Christ ist).

Am 9. Oktober 1989, dem „Wunder von Leipzig“, als die Demonstranten sich angesichts einer waffenstarrten Staatsmacht auf den Leipziger Ring trauten und erlebten, dass ein gewaltloser Protest ein ganzes System zum Einsturz bringen kann, waren die (vor allem evangelischen) Kirchen solche offenen Orte der Einkehr, der Sammlung, der Ermutigung und auch der Auseinandersetzung, welche diesem „Auf-Bruch“ die nötige Kraft und Konstanz gaben. Fast ausnahmslos in allen Städten begannen die Demonstrationen in diesen Monaten mit Friedensgebeten. „Kirche, wir danken dir“, soll auf einem Transparent über einer der späteren Leipziger Montagsdemonstrationen gestanden haben.

Eine aus heutiger Perspektive fast unwirklich anmutende Erinnerung! Denn ob insbesondere die katholische Kirche in den neuen Bundesländern diese Funktion übernehmen kann, „Anwalt des Auf-Bruchs“ zu sein, darf man bezweifeln. Dagegen steht 1. die verbreitete religiöse Indifferenz und ein tief verwurzeltes Misstrauen gegenüber Religion überhaupt und den damit verbundenen Institutionen besonders bei der Generation der heute 40- bis 60-jährigen; und 2., dass die katholische Kirche im ostdeutschen Raum immer noch bei vielen als eine Kirche der Heimatvertriebenen gilt, die in der Außenwahrnehmung eher eine Art „Sekte“, wenn auch mit in-



Lutherstatue vor der Dresdener Frauenkirche: So viel evangelische Präsenz wie beim Evangelischen Kirchentag 2011 war so manchem religionslos aufgewachsenen Dresdener nicht geheuer. Generell aber gilt in Mitteldeutschland: Wenn man an Kirche denkt, dann am ehesten an die evangelische.

ternationalem Bezug, darstellt und sich somit sowohl gegenüber den Nichtchristen als auch gegenüber den evangelischen Christen in einer doppelten Diaspora befindet. Deshalb werden sich kirchenferne Ostdeutsche in der Regel zuletzt an die katholische Kirche wenden, wenn sie Räume suchen, in denen sie ihre Erfahrungen wach halten, austauschen, reflektieren und nötigenfalls in eine veränderte Lebenspraxis transformieren können – was nicht ausschließt, dass das im Einzelfall

und vor allem auch bei Jüngeren wundersamerweise durchaus geschehen kann! Die Beobachtung, dass die Kirchen zu den Gewinnern der „Wende“ gehören und mithin eher auf der Seite der Mächtigen zu finden sind, sowie die Missbrauchfälle im Bereich der katholischen Kirche haben die Glaubwürdigkeit solcher kirchlicher Engagements zusätzlich erschüttert; das soziale Engagement ist davon allerdings weniger betroffen.

Kirche als Kirche (!) sollte von daher eher zurückhaltend agieren, auch wenn es besonders auf katholischer Seite eine starke ekklesiologische Akzentuierung des Christentums gibt, was u. a. die Folge hat, dass Kirchen-Interna gern und schnell ins Zentrum der christlichen Selbstvergewisserung geraten. Diese interessieren die nichtchristliche Umgebung aber herzlich wenig: Sie wollen wissen, warum es gut ist, Christ zu sein; wieso jemand zu der Ansicht kommt, dass es einen Gott gibt; wie das geht und was es bringen soll zu beten etc. Fragen, die – wenn überhaupt – eher an den einzelnen Christen „von Angesicht zu Angesicht“ als an den Pfarrer vor Ort (falls der überhaupt antreffbar ist) gerichtet werden. Aber der Geist Gottes findet erfahrungsgemäß seine Wege zu den Menschen nötigenfalls auch ohne und zuweilen auch trotz der Kirche(n).

Was also ist die Rolle der (katholischen) Kirche als Kirche in den neuen Bundesländern und für sie? Eine Antwort habe ich nicht: Wir bewegen uns auch 20 Jahre nach der „Wende“ in einer Art „terra incognita“, denn noch niemals waren in ihrer langen Geschichte die Kirchen und nirgendwo weltweit sind sie wie in Ostdeutschland (und Böhmen) mit einer Art „Volksatheismus“ konfrontiert – Anlass genug also für „Auf-Brüche“, für neue Denkweisen und Handlungsoptionen. Mission dürfte so gesehen immer nur als eine explorative – erkundende – Mission gelingen. Gerade eine „missionarische Kirche“ ist von daher aufgefordert, die vorherrschenden Kategorien inklusive ihre eigenen ständig auf den Prüfstand zu stellen und sich nötigenfalls auf die Suche nach anderen zu machen. ■

Replik 3:

Was bedeuten die Beobachtungen für die Präsenz und das Handeln der Kirche?

Gerhard Feige

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (GS 1). Wenn dieser einführende Satz der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Gaudium et spes“ gilt, dann bedarf es zuallererst des Hinhörens und Hinschauens. Denn es ist die Aufgabe der Kirche – so „Gaudium et spes“ weiter –, allzeit

von verschiedenen Seiten etwas von der Realität, in der wir leben, beleuchtet bekommen zu haben.

Dabei wurde auch wieder einmal deutlich, dass wir als Kirche in den neuen Bundesländern unter ganz anderen Bedingungen leben als die meisten westdeutschen Bistümer. Manchmal scheint diese unsere eigene Wirklichkeit immer noch nicht so richtig wahr- oder ernst genommen zu werden. Für Außenstehende ist es auch nicht unbedingt leicht nachzuvollziehen, was es bedeutet, dass wir als Bistum Magdeburg zwar flächenmäßig eines der größten Bistümer in Deutschland sind, aber nur etwa 87.000 Katholiken zählen und über 80 % unserer Bevölkerung überhaupt keiner Kirche oder auch anderen Religion angehören.

Wie können wir in einer solchen extremen Minderheiten-Situation und in unseren kleinen Verhältnissen unserem Auftrag als Kirche gerecht werden? Oder anders gefragt: Wie reagieren wir auf die Welt, in der wir hier im Osten Deutschlands bzw. in Mitteleuropa leben?

1. Einen Dialog des Lebens führen

Ganz grundlegend scheint es mir zu sein, dass wir lernen, so etwas

wie „einen Dialog des Lebens“ zu führen, einen Dialog, in dem die gemeinsamen Freuden und Leiden geteilt werden, man sich gegenseitig kennenlernt und nach Formen sucht, wie man in einer demokratischen Gesellschaft sinnvoll zusammenleben kann. Man könnte das auch einen „integrationspolitischen Dialog mit Vertretern aus Religion, Kultur, Politik und Gesellschaft“ nennen. Einen solchen halte ich für sehr bedeutsam.

In diesem Zusammenhang kommt mir aus der Geschichte der Kirche neben Paulus als ein gutes Vorbild dafür z. B. auch der heilige Franziskus in den Sinn. Im Jahr 1219 ist Franziskus während des fünften Kreuzzuges mit nach Ägypten gereist, nicht um mit den Soldaten gegen die Muslime zu kämpfen, sondern um in einer gewaltlosen Aktion Frieden zu schaffen. Dabei gelang es ihm, die kriegerischen Grenzlinien zu überschreiten und mit dem Herrscher Ägyptens, dem Sultan Melek-al-Kamil, persönlich zu sprechen. In dieser Begegnung versuchte er, dem Sultan seinen Glauben verständlich zu machen. Auch wenn dies nicht zu einer Bekehrung des Sultans geführt hat, so war dieser doch vom Mut und von der Aufrichtigkeit des Heiligen beein-



Dr. Gerhard Feige
ist Bischof von
Magdeburg.

„nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (GS 4). Die Welt, so wie sie ist, ist der Ort unseres Glaubens – hier will er gelebt und bezeugt werden. Aus diesem Grund bin ich dankbar, bei dem Hintergrundgespräch, das im November vergangenen Jahres in Leipzig stattgefunden hat,

druckt. Zum Abschied soll er Franziskus sogar um sein Gebet gebeten haben. Andererseits hat Franziskus einige Anregungen aus dem Gespräch mit dem Sultan aufgenommen und versucht, sie in sein Leben zu integrieren.

Am Anfang stand also, dass Franziskus auf den Sultan zugegangen ist. Er hat ein aufrichtiges Interesse am Gespräch mit ihm gezeigt und dafür auch einiges riskiert. Dies war die Grundlage für einen fruchtbaren gegenseitigen Austausch. Beide Seiten haben etwas voneinander erfahren, beide hatten etwas zu geben, und beide konnten etwas voneinander lernen.

Wenn ein Dialog gelingen soll – so können wir von Franziskus lernen –, geht es nicht ohne ein echtes Interesse am anderen. Wirkliches Interesse besteht aber dann, wenn ich weiß, der oder die andere könnte auch für mich von Bedeutung sein. Nur so entsteht ein Klima des gegenseitigen Vertrauens, das den Nährboden bildet für ein Gespräch über Gott. Ein solches Gespräch geschieht dann auf Augenhöhe, zwischen ebenbürtigen Partnern. Ein Christ kann z. B. gerade im Gespräch mit Andersgläubigen oder Andersdenkenden zu einem tieferen Verständnis des eigenen Glaubens geführt werden.

2. Kontaktflächen schaffen

Ein Zweites halte ich für bedeutsam. Wir leben in einem Land, in dem es für die Mehrheit der Menschen „normal“ ist, sich als areligiös zu verstehen. Ostdeutschland ist laut einer kürzlich erschienenen Studie die Region „mit dem geringsten Glauben der Welt“. Das kann mich als Bischof nicht kalt lassen. Ich bin überzeugt davon, dass es auch hier Möglichkeiten gibt, Menschen mit

dem Geheimnis Gottes in Berührung zu bringen. Allerdings müssen wir dabei über so manche Denkmuster und so manche gewohnten pastoralen Ansatzpunkte hinausgehen.

So ist es z. B. wichtig, mit Menschen an den Orten und in den Lebensbereichen in Kontakt zu sein, die ihnen selbst wichtig sind und die zu ihrem Leben gehören. Das sind z. B. unsere katholischen Kindertagesstätten und Schulen, in denen viele ungetaufte Kinder und Jugendliche sind. Das sind die lebensgeschichtlich bedeutsamen Ereignisse wie Geburt, Hochzeit und Tod, die Erfahrung von Liebe und von Scheitern und der Übergang von einer Lebensphase zur anderen. Das sind die vielen diakonischen Felder, in denen wir als Kirche präsent sind und prägend sein können.

Darüber hinaus haben die „Schatzkammern“ der Geschichte und Kultur, von denen auch Prof. Dicke in seinem Statement gesprochen hat, für viele Menschen hierzulande eine große Bedeutung. Daran können wir als Kirche anknüpfen. Die Erfahrung zeigt, dass Veranstaltungen, in denen es z. B. um den Zusammenklang von Kunst, Kultur und Religion geht, große Resonanz finden. Ein Beispiel ist das Projekt „Mehr erwarten! Vier Mal Emil Nolde im Advent“, das letztes Jahr in der Moritzburg in Halle stattgefunden hat. Eine Bildbetrachtung, verfasst von Theologen und Theologinnen, musikalische Kompositionen sowie vortragene autobiographische Notizen Emil Noldes ergaben jeweils ein Gesamtkunstwerk. Ja, mehr noch: Es war eine Begegnung zwischen Kunst und Religion, die nicht nur mich tief beeindruckt hat.

Auch die Orden und geistlichen Gemeinschaften spielen als Anlaufstellen für suchende Menschen eine wichtige Rolle. Je nach ihrem eigenen Charisma suchen sie nach Wegen, hier in unserem Land den Glauben gerade dort zu bezeugen, wo er unbekannt ist. Das geschieht z. B. im Bereich der offenen Jugendarbeit, in der Studentenseelsorge, in den karitativen Einrichtungen, durch bewusste Initiativen, den Dialog mit Nichtchristen zu suchen, oder einfach auch durch stellvertretendes Gebet.

In all dem scheint es mir wichtig zu sein, dass wir den Menschen nicht nur nahe sind, sondern ihnen auch das zeigen und anbieten, wofür wir stehen: unseren Glauben an Gott.

3. Den eigenen Standpunkt klar vertreten und glaubwürdig leben

Damit komme ich zu einem dritten Punkt. Herr Möller hat ihn in seinem Statement auch angedeutet. Es genügt nicht, wie er sagte, dass wir nur eine Art „Diakonieverein“ in der Gesellschaft sind. Es genügt auch nicht, dass wir für Werte einstehen. Wir schulden den Menschen tatsächlich auch das Evangelium, die Frohe Botschaft. Warum tun wir uns so schwer, die eigene Glaubensüberzeugung ohne Fanatismus, aber selbstbewusst und freimütig zu vertreten? Ich erinnere mich dabei noch an meine Schulzeit und kann sagen, dass mir zwar die Außenseiterrolle als Christ nicht immer gefallen hat, dass ich dennoch stolz darauf war, nicht zur Masse der Mitläufer zu gehören, sondern zu einer Gemeinschaft, die den Menschen und der Welt wirklich etwas zu geben hat: Hoffnung und Zuversicht. Und darin sind wir durchaus auch

heute gefragt. Wir helfen keinem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Auch eine pluralistische Gesellschaft braucht markante und verantwortungsbewusste Gruppen, um nicht auseinanderzubrechen und im Chaos zu enden. Demokratie funktioniert nur richtig, wenn auch wir uns zu Wort melden. Manchmal sagen es einem sogar Leute, von denen man es gar nicht erwartet. Jesus spricht vom Sauerteig, vom Licht der Welt, vom Salz der Erde und von der Stadt auf dem Berge. Bleiben wir doch unserer Berufung treu und mischen wir uns in den gesellschaftlichen Diskurs ein.

Auch dabei können wir z. B. von Franziskus lernen. Es wird berichtet, dass Franziskus sogar bereit war, für seinen Glauben durchs Feuer zu gehen. Er hat

diesen Glauben leidenschaftlich und zugleich absolut friedfertig und versöhnlich bezeugt. Franziskus lebte, was er sagte. Er stand zu seinem Glauben mit allen Konsequenzen. Eine solche Haltung, eine solche Konsequenz hat den Sultan beeindruckt.

4. Widerstand leisten gegenüber menschenverachtenden Ideologien

Schließlich muss dieser Glaube auch dazu führen, dass wir uns als Kirche überall dort einmischen, wo das Leben und die Würde von Menschen auf dem Spiel stehen: in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu rechts-extremistischen Tendenzen und Übergriffen. Hierzu können wir

unmöglich schweigen. Als Christen sind wir in besonderer Weise herausgefordert, unseren Beitrag dafür zu leisten, dass die Leben stiftende Kraft des Evangeliums ihren Ausdruck findet im Miteinander der Menschen, in Respekt, Toleranz und Solidarität.

Auch und gerade hier muss sich das erweisen, was Karl Rahner einmal gesagt hat: „Kirche ist kein Ofen, der sich selber wärmt.“ Sie ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches Heil engagieren. In dieser Hinsicht ist auch in unserem Gebiet ein tiefgreifender Mentalitätswandel unabdingbar. Wir brauchen noch mehr Christen, von denen man sagen kann, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. ■



Impression aus Görlitz: Altes und Neues, Zerfall und Wiederaufbau dicht nebeneinander – und unter den Spuren jahrzehntelanger sozialistischer Verwahrlosung kommen ungeahnte kulturelle Schätze wieder ans Tageslicht.

Ein christlicher Garten für Berlin

Thomas Brose

„Sag's durch die Blume“, lautet ein bekanntes Motto. Ungewöhnlich ist aber die Idee, das Christentum in Form eines Gartens vorzustellen. Und besonders spannend wird es, wenn dies im entchristlichten Osten Berlins geschieht.

Zwischen Ästen glitzert etwas in der Sonne: goldfarben lackiertes Aluminium. Buchstabe um Buchstabe wächst im Erholungspark Marzahn langsam ein luftiger Wandelgang – zusammengesetzt aus lauter Texten. „HIER ENTSTEHT DER CHRISTLICHE GARTEN“, verkündet ein großes Schild dazu. Dass ausge-rechnet im Stadtbezirk Lichtenberg-Hohenschönhausen derzeit dieses besondere Vorhaben realisiert wird, ist für viele Beobachter eine echte Überraschung. Denn nur 15 bis 20 % der 250.000 Einwohner gehören selbst einer Religion an. Bei den meisten gab es über zwei Generationen kaum Berührung mit Glaube und Kirche.

Die christliche Tradition neu zum Sprechen bringen

Die „Gärten der Welt“ im Erholungspark laden bisher dazu ein, die Schönheiten asiatischer und orientalischer Gartenpracht zu bewundern. Aber längst hat sich das Konzept bewährt, mit den Mitteln gärtnerischer Kunst zur Verständigung über Grenzen von Kulturen, Weltanschauungen und Religionen hinweg aufzufordern – und das schien nie so wichtig wie in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts mit globalen Span-

nungen, aber auch politischen Aufbrüchen. Hier können sich Besucher auf den Weg machen, mit dem Taoismus (Chinesischer Garten), dem Zen-Buddhismus (Japanischer Garten), dem Hinduismus (Balinesischer Garten), dem Islam (Orientalischer Garten) sowie dem Schamanismus (Koreanischer Garten) in Berührung zu treten.

In dem auf Verständnis und Versöhnung angelegten großen Gespräch war aber bisher die Stimme christlich geprägter Kulturen kaum zu hören. Daher bestand die heutige Herausforderung darin, diese Tradition im Kontext der „Gärten der Welt“ auf authentische Weise zum Sprechen zu bringen – in Gestalt des Christlichen Gartens.

Aber wie zeigt man, dass der Gott der Bibel ein Liebhaber des Lebens ist, der alles „con amore“ geschaffen hat? Auf welche Weise lässt sich überzeugend von „Eden“ erzählen – was doch soviel wie „Glück“ und „Freude“ bedeutet? Und wie muss man sich überhaupt einen Christlichen Garten vorstellen?

„Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, im Osten, und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte“, wird gleich am Eingang des Gartens aus der Ge-

nesis zitiert. Dass das Paradies ein Garten ist – diese Vision von Vollkommenheit, Proportion und Schönheit hat in der christlich-abendländischen Tradition eine wunderbare Spiegelung erfahren. In der monastischen Kultur der Benediktiner und Zisterzienser wird die Erinnerung an Eden gemeinsam mit dem Gedanken an den Garten Gethsemane in ein regelrechtes Raumkunstwerk verwandelt: den Klostergarten – gebildet aus dem Kreuzgang und dem von ihm umschlossenen Quadrat.

Dr. Thomas Brose arbeitet als freiberuflicher Religionsphilosoph, Theologe und Publizist in Berlin.



Die „Übersetzung“ eines Klostergartens: Das Wort ist Fleisch geworden

Allen, die an dem Entwurf mitgearbeitet haben, war klar: Hier geht es um den Auftrag, Besucher

für die eigene, längst fremd gewordene Kultur zu interessieren. Aber wie kommt ein Klostergarten nach Berlin-Marzahn? Dazu war es zunächst nötig, die alte Vorlage in die Gegenwart zu übersetzen, um etwas ganz Neues, weltweit Einmaliges zu schaffen. Der Christliche Garten unternimmt das Wagnis, das Ur-Muster des Klostergartens in ein weitgehend säkularisiertes Umfeld zu transferieren: durch eine in den Boden eingelassene Grundfläche von 1000 m², auf der weißblühende Stauden wachsen, in der Mitte ein

aus Buchstaben: Die Texte aus dem Alten und Neuen Testament stehen dabei nicht irgendwo drauf, sondern bilden eine sich selbst tragende Architektur. Bei strahlender Sonne funkeln und glänzen die Buchstaben golden und verweisen so auf eine tiefere, von Gott gestiftete Wirklichkeit. In Psalmen und Gleichnissen ist hier vom Säen und Ernten, von Quellen, Weinstöcken und Feigenbäumen die Rede. „Die Kräuter bieten einander den Duft ihrer Blüten; ein Stein strahlt seinen Glanz auf den anderen, und jegli-

Lebens erweist, zieht sich wie ein roter Faden durch den gesamten Wandelgang: Von der Erschaffung der Welt ist da die Rede, davon, dass Gott den Menschen nach seinem Bild als Mann und Frau kreiert. „UND DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN UND HAT UNTER UNS GEWOHNT. – ET VERBUM CARO FACTUM EST ET HABITAVIT IN NOBIS“: Dieser zentrale Satz aus dem Johannesprolog ist überall in vielen Sprachen zu finden. Er bildet das theologische Fundament des Ganzen.



Stein, aus dem Wasser fließt: Riechen, Fühlen und Schauen dürfen in diesem Garten nicht zu kurz kommen. Und all das wird von einem offenen Arkadengang eingerahmt – einem Kreuzgang

che Natur hat einen Urtrieb nach liebender Umarmung“, wird Hildegard von Bingen zitiert.

Dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Jesu Christi, sich als Liebhaber des

**Das Christentum:
Ein befreiender Glaube**

Bei der Zusammenstellung der Texte haben wir, Jürgen Israel als Vertreter der evangelischen Kirche und ich selbst, zuständig als

Theologisch-Philosophischer Berater des Projekts, eine entschiedene Auslegung des Christentums einfließen lassen. Diese ist stark geprägt von unserer widerständig-oppositionellen Erfahrung im Osten Deutschlands und von dem Erlebnis, dass Kirche Kontrastgesellschaft war und unter diktatorischen Verhältnissen zu entschiedener Achtung der Menschenrechte ermutigte. Daher ist es kein Zufall, dass der Theologe Eugen Biser mit dem Satz zitiert

wird, Jesus selbst sei „der größte religiöse Revolutionär“ in der Geschichte der Menschheit gewesen. Und Papst Johannes Paul II. ist dort mit dem Statement vertreten, wonach dem Arbeiter nicht nur Almosen zustehen, sondern das Recht auf eine persönliche Entwicklung, „wie er sie aufgrund seiner Würde als Mensch und Kind Gottes verdient“. Und schließlich haben wir auch die „Hymne“ des friedlichen Umbruchs von 1989/90 in Europa auf-

genommen: den Rocksong „Wind of Change“ von den Scorpions.

„Einer – an gott zu glauben war ihm nicht / gegeben – seht / vor gott, / und gott, gewichtend / tat und leben spricht: / ich bin mit dir zufrieden.“

Auch diese Worte des Dichters Reiner Kunze finden sich im Christlichen Garten – zur Ermutigung, sich als Suchender, Gläubiger oder Zweifelnder auf die hier gebotene Textwelt einzulassen. ■

Wie ticken Jugendliche? 2012

Die Sinus-Jugendstudie u18

Tobias Kläden

„Nur wer versteht, was Menschen bewegt, kann sie auch bewegen“ – dieses auf der Homepage des Sinus-Instituts dem Geschäftsführer, Bodo Flaig, in den Mund gelegte Bonmot wird, auf Jugendliche bezogen, auch in der neuen Jugendstudie des Sinus-Instituts als Motto gewählt: „Wissenschaft und pädagogische Praxis sind sich einig: Nur wer versteht, was Jugendliche bewegt, wird Jugendliche auch bewegen können“ (13).

Mit der aktuellen „u18-Jugendstudie“ legt das Sinus-Institut wiederum eine grundlegende und empirisch fundierte Verstehenshilfe jugendlicher Lebenswelten vor. Wer wissen will, wie Jugendliche ticken, wie sie fühlen und denken, bekommt mit dieser Anfang April 2012 erschienenen Studie Informationen auf sehr anschauliche und differenzierte Wei-

se. Anders als die alle drei bis vier Jahr erscheinenden Shell-Jugendstudien, die schwerpunktmäßig quantitativ orientiert sind und somit einen repräsentativen Überblick über die Generation der 12- bis 25-Jährigen geben, versteht sich die Sinus-Jugendstudie als qualitative Arbeit, die zeigt, wie Jugendliche ihren Alltag leben und erleben.

Bereits 2007 war im Auftrag von BDKJ und Misereor die Sinus-Milieustudie U27 erschienen, die die Lebenswelten von 9- bis 27-jährigen Katholikinnen und Katholiken beleuchtete; damals war zwischen Kindern (9 bis 13 Jahre), Jugendlichen (14 bis 19 Jahre) und jungen Erwachsenen (20 bis 27) unterschieden worden. Dass nach fünf Jahren wieder eine neue Studie erarbeitet wurde, erklärt sich aus dem raschen sozio-kulturellen Wandel, der ge-

rade beim Blick auf Jugendliche deutlich wird. Denn jugendliche Lebenswelten verändern sich besonders schnell; sie sind am stärksten herausgefordert, kreative Antworten auf den gesellschaftlichen Wandel zu entwickeln.

Die nun vorliegende Studie unterscheidet sich in zweifacher Hinsicht von ihrem Vorläufer: Sie konzentriert sich auf die 14- bis 17-jährigen Jugendlichen, beschränkt sich aber nicht auf katholische Jugendliche. Auftraggeber waren neben dem BDKJ und Misereor die Bischöfliche Medienstiftung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, aber auch nichtkirchliche Träger: die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung, die Bundeszentrale für politische Bildung und der Südwestrundfunk.

Um den Leser in die jugendlichen Lebenswelten eintauchen zu

lassen, lassen die Autoren die Jugendlichen quasi selbst zu Wort kommen. Dies geschieht durch 72 im Durchschnitt zweistündige, non-direktiv geführte qualitative Einzelexplorationen, Foto-Dokumentationen der Jugendzimmer der Befragten sowie durch „Hausaufgabenhefte“, in denen die Jugendlichen vor dem Interview Fragen zu Geschmackspräferenzen und Interessen sowie zu der Frage „Was gibt meinem Leben Sinn?“ beantworten sollten. Die Quotierung der Stichprobe erfolgte nach dem nächsten angestrebten Schulabschluss (je ein Drittel Hauptschulabschluss, Mittlere Reife bzw. Abitur); die Variablen Geschlecht, Wohnort (Stadt/Land) und Ganztags-/Halbtagschule sind gleichverteilt.

Auf der Basis der qualitativen Interviews wurde ein Lebensweltenmodell für 14- bis 17-Jährige entwickelt; in dieses Modell flossen die Merkmale sozialer Ungleichheit (v. a. Bildung und, eng damit verbunden, der soziale Hintergrund der Eltern), Wertorientierungen, Lebensstile (Gewohnheiten, Routinen und Rituale) sowie ästhetische Präferenzen ein. Die Autoren sprechen hier von Lebenswelten statt von sozialen Milieus, weil die Entwicklung einer soziokulturellen Kernidentität im Alter der Untersuchten noch nicht abgeschlossen ist und zahlreichen Einflüssen beim Übergang zum Erwachsenenalter unterliegt. Wie bekannt von anderen Milieumodellen des Sinus-Instituts, zeigt eine vertikale Achse die soziale Lage an (operationalisiert durch den angestrebten Bildungsgrad), während auf einer horizontalen Achse die jeweilige normative Grundorientierung abgetragen ist; dabei wird unterschieden zwischen traditionellen Werten (charakteri-

siert durch die Stichworte „Sicherheit und Orientierung“), modernen Werten („Haben und Zeigen“ bzw. „Sein und Verändern“) und postmodernen Werten („Machen und Erleben“ bzw. „Grenzen überwinden und Sampling“; mit Letzterem wird eine ursprünglich aus dem Musikbereich stammende Kulturtechnik der Postmoderne bezeichnet, bei der unterschiedliche Versatzstücke zu einem neuen Ganzen zusammengefügt werden). Diese Einteilung ist nicht im Sinne distinkter Kategorien, sondern eher als ein Kontinuum von Werthaltungen zu verstehen, wobei Jugendliche an allen Grundorientierungen partizipieren, jedoch je nach Lebenswelt in unterschiedlichem Maße.

Insgesamt haben die Forscher des Sinus-Instituts innerhalb dieses zweidimensionalen Koordinatensystems sieben Lebenswelten modelliert: zwei bürgerliche, zwei hedonistische, eine prekäre und zwei Lebenswelten mit durchweg hoher Bildung. Um mit den beiden bürgerlichen Lebenswelten zu beginnen, so stehen die *Adaptiv-Pragmatischen* nicht nur in der Mitte der „Kartoffelgrafik“, sondern auch von ihrem eigenen Anspruch her in der Mitte der Gesellschaft bzw. streben sie einen solchen Platz mit einer Normalbiografie an. Sie können als der leistungs- und familienorientierte moderne Mainstream mit hoher Anpassungsbereitschaft charakterisiert werden. Quantitativ macht diese Lebenswelt etwa 19 % der Jugendlichen aus (zur Quantifizierung des Modells wurde auf die Verbraucheranalyse 2011 zurückgegriffen, eine repräsentative Befragung der deutschen Wohnbevölkerung ab 14 Jahren auf dem Hintergrund der Sinus-Milieus. Aus einem Daten-

satz von n = 1.500 Jugendlichen von 14 bis 17 Jahren wurden die Größenanteile der Lebenswelten der Jugendstudie geschätzt). Weiter links auf der Werteachse ist die Lebenswelt der *Konservativ-Bürgerlichen* (13 %) lokalisiert: Diese Jugendlichen orientieren sich an Familie, Heimat und Tradition; bei ihnen stehen die klassischen Sekundärtugenden hoch im Kurs, und sie haben eine nur geringe Affinität zu modernem Lifestyle.

Die beiden hedonistischen Lebenswelten sind durch eher geringe bis mittlere Bildung charakterisiert. Die traditionellere der beiden Lebenswelten, die *Materialistischen Hedonisten* (12 %), wird als die freizeit- und familienorientierte Unterschicht mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen beschrieben. Sie sehen es als ihre Stärke, mit Äußerlichkeiten Eindruck zu hinterlassen, und hegen eine starke Distanz gegenüber der Hochkultur. Die *Experimentalistischen Hedonisten* (19 %) stehen auf der Werteachse näher zum modernen bzw. postmodernen Pol. Sie stellen spaß- und szeneorientierte Nonkonformisten mit einem Fokus auf dem Leben im Hier und Jetzt dar; sie wollen das Leben in vollen Zügen genießen und sich ungehindert selbst entfalten. Dabei distanzieren sie sich von der Langeweile des Mainstreams und wollen aus der Masse hervorstechen.

Die Lebenswelt der *Prekären* (7 %) besteht aus um Orientierung und Teilhabe bemühten Jugendlichen mit schwierigen Startvoraussetzungen und Durchbeißermentalität. Diese Lebenswelt nimmt von allen die geringste soziale Lage ein; entsprechend nehmen die Jugendlichen auch nur geringe Aufstiegschancen

wahr. Ihren Alltag beschreiben sie als vergleichsweise strukturos; als Ziel geben sie an, später nicht von Hartz IV leben zu müssen.

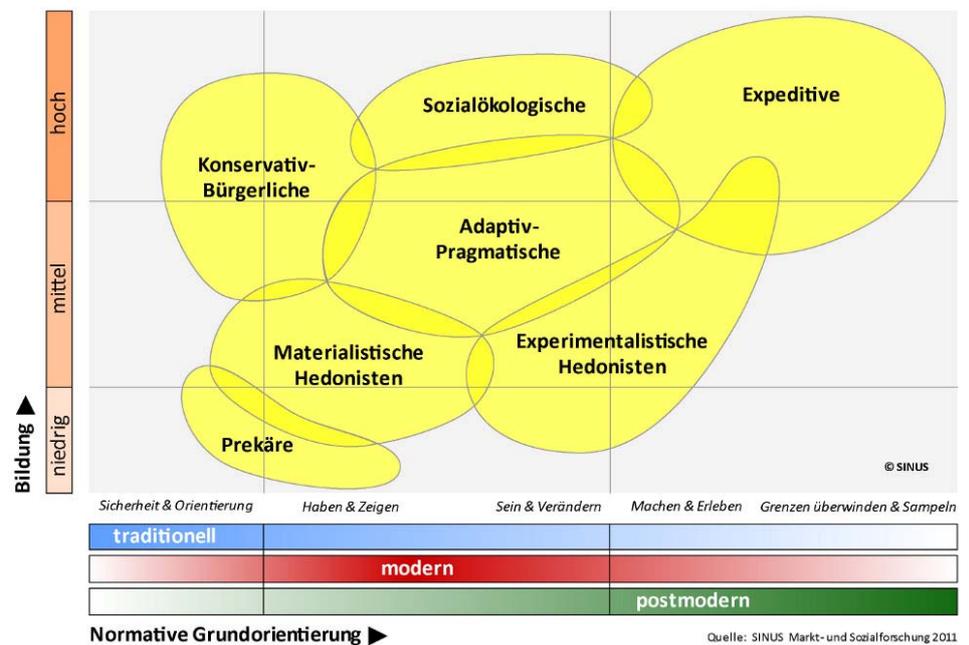
Die beiden am höchsten situ-ierten Lebenswelten sind die der Sozialökologischen und der Ex- peditiven. Die *Sozialökologischen* (10 %) sind nachhaltigkeits- und gemeinwohlorientierte Jugendliche mit sozialkritischer Grund- haltung und Offenheit für alter- native Lebensentwürfe. Sie sind geprägt durch ein hohes „Sen- dungsbewusstsein“; Solidarität stellt einen hohen Wert für sie dar, und sie distanzieren sich von materialistischen Werten. Die Le- benswelt am rechten Rand der Werteachse ist die der *Ex- peditiven* (20 %); dies sind erfolgs- und lifestyleorientierte Networker auf der Suche nach neuen Grenzen und unkonventionellen Erfahrun- gen. Sie legen Wert auf eine Balance zwischen Selbstverwirk- lichung und Pflicht-/Leistungs- werten; von allen Jugendlichen sind sie am flexibelsten, innova- tivsten und mobilsten. Sie gren- zen sich ab vom Mainstream und von bürgerlicher Etabliertheit und wollen sich von der „grauen Mas- se“ abheben. Sie haben mit das höchste Mode- und Technikbe- wusstsein.

Betrachtet man die Gesamtheit der befragten Jugendlichen, so stellen die Forscher des Sinus- Instituts eine „Anpassung an die heute gesellschaftlich dominante Orientierung an Effizienz und Nützlichkeit“ (40) fest; entspre- chend nehmen pragmatische Hal- tungen zu und weltanschauliche Positionierungen ab. Man spricht von einer pragmatischen Wende, die weniger vom „Entweder- oder“ als vielmehr von „Sowohl- als-auch“ bestimmt ist. Jugend- liche stehen unter Druck, ihren

Platz in der Gesellschaft zu finden, wollen dies in den aller- meisten Fällen aber auch errei- chen und gestalten. Sie nehmen wahr, dass der Wert eines Men- schen an seiner Leistungsfähig- keit bemessen wird, und dass ihre Zukunft von vielen Unsicherhei- ten geprägt ist – der richtige Zeit- punkt der Familiengründung ist unklar, berufliche Optionen blei- ben ungewiss, man darf aber auch keine Zeit vertrödeln; klassi- sche Sozialisationsagenturen wie Familie oder Schule vermitteln meist nicht mehr das passende Rüstzeug für die Bewältigung der Alltags- und Zukunftsherausfor- derungen.

und suchen pragmatische Lösun- gen – bei größeren Unterschieden zwischen den Lebenswelten. Ins- gesamt ist jedoch eine Tendenz zum „Regrounding“ erkennbar, also eine stärkere Orientierung an traditionellen Werten wie Fami- lie, Gesundheit oder Heimat mit dem Wunsch, sicheren Boden unter den Füßen zu haben; Ju- gendliche erscheinen so in vielen Fällen als „Mini-Erwachsene“. Viele aktuelle Politikfelder und viele Politikerinnen und Politiker erscheinen den Jugendlichen als langweilig, gegenüber institutio- nalisierter Politik verhalten sich die meisten Jugendlichen weitge- hend leidenschaftslos – was nicht

SINUS:
SINUS-Lebensweltenmodell u18
 Lebenswelten der 14- bis 17-Jährigen in Deutschland



Trotz dieser Unsicherheiten schauen die meisten Jugendlichen jedoch zumindest hinsichtlich der kurzfristigen Bewältigungsaufga- ben optimistisch in die Zukunft

bedeutet, dass Jugendliche keine politische Agenda hätten. Auffäl- lig ist schließlich, dass alle Le- benswelten sich nicht zuletzt durch deutliche soziale Abgren-

zung beschreiben; besonders sozial Benachteiligte werden dabei an den Rand gedrängt.

Speziell im kirchlichen Kontext relevant sind natürlich die Einstellungen der Jugendlichen zu Religion, Glaube und Kirche. Religion wird von den Jugendlichen meist als die institutionelle Einbettung von Glauben verstanden und eher als etwas wenig individuell Gestaltbares und daher Langweiliges angesehen, oft wird sie auch mit dem Religionsunterricht assoziiert. Während in Westdeutschland zumindest bei den Eltern noch religiöse oder kirchliche Bezüge wahrgenommen werden, spielt Religion für Jugendliche in Ostdeutschland fast gar keine Rolle im Alltag. In fast allen Lebenswelten ist nur selten eine Verbundenheit mit der Kirche anzutreffen; Kirche wird als menschenferne Institution angesehen, deren normative Grundhaltung nicht mehr anschlussfähig an die eigene Lebenswirklichkeit ist und deren ästhetische und sprachliche Ausdrucksweisen als fremd erlebt werden. Am ehesten findet sich eine Verbundenheit mit der Kirche in der Lebenswelt der Konservativ-Bürgerlichen, denen die institutionelle Verfasstheit des Glaubens wichtig ist, und der Sozialökologischen, die – bei kritischer Distanz zur Institution Kirche – eine große Offenheit für religiöse Sinnstiftungsangebote und eine Affinität zu jugendkirchlichem Engagement haben. Alle anderen Lebenswelten weisen jedoch überwiegend eine deutliche Distanz zur Kirche auf.

Im Gegensatz zu Religion und Kirche ist der Begriff „Glaube“ bei den Jugendlichen noch am positivsten besetzt; er wird als persönlich relevanter, als veränderbar und individuell verstan-

den. So etwa sehen die Materialistischen Hedonisten und die Prekären ihre (sofern vorhandene) Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft als gegeben, wenn auch wenig relevant, vielleicht auch anstrengend an – über ihren Glauben können sie aber auch Stolz äußern. Bei den Adaptiv-Pragmatischen ist eine vergleichsweise hohe Glaubensunsicherheit bei gleichzeitigem Wunsch nach religiöser Sinnstiftung zu finden. Für die Expeditiven wird Glaube weitgehend entkoppelt von Religion und Kirche gedacht; während sie sich als eher religionsfern beschreiben, können sie Glauben durchaus als individuelle und private Sinnsuche verstehen.

Was bedeutet diese Studie nun für die kirchliche Arbeit mit Jugendlichen? Ein häufiges Rezeptionsschema läuft so, dass man zunächst meint, in der Studie wahrzunehmen, was man sowieso schon wusste, und dann im zweiten Schritt letztlich dahin kommt, dass alles so bleibt wie bisher, dass man die gleichen Jugendlichen anspricht wie bisher, denn sonst müsste sich vieles und Grundlegendes ändern. Vielfach wird auch eine Blockade auf der Handlungsebene diagnostiziert – man befindet sich sozusagen noch in der Schockphase (etwa über die immer kleiner werdende Minderheit von Jugendlichen, bei denen man als Kirche oder Jugendverband auf nennenswerte Resonanz stößt, aber auch über die deutliche Benachteiligung der prekären Lebenswelt und die zunehmenden sozialen Spannungen, die zwischen den verschiedenen Lebenswelten deutlich werden), und ein Zugehen auf bislang kaum erreichte Lebenswelten erweist sich

– bei allem guten Willen – als schwieriger als gedacht.

Anders als es das zu Beginn zitierte Bonmot nahelegt, könnte der Nutzen einer solchen Lebenswelten-Studie zunächst einmal nicht darin liegen, Jugendliche zu irgendetwas bewegen zu wollen. Vielmehr liegt eine Chance darin, jugendliche Lebenswelten genau wahrzunehmen, sich überraschen zu lassen von bislang wenig bekannten Differenzierungen und erst einmal ernst zu nehmen, was Jugendliche an Sorgen und Ängsten, aber auch an Optimismus und Lebensfreude bewegt und umtreibt. Diese Wahrnehmung sollte aber keine instrumentelle sein, um daran das eigene religiöse Angebot passgenauer anschließen zu können, sondern könnte entdecken lassen, welche Glaubens- und Lebenserfahrungen sich in den jugendlichen Lebenswelten offenbaren. Somit kann die Studie auch als ein Plädoyer zu Offenheit in der kirchlichen Arbeit mit Jugendlichen verstanden werden, die Mut zum Experimentieren und zum Zulassen mit sich bringt – aber auch als ein Aufruf, sich Tendenzen zu gesellschaftlicher Spaltung und Entsolidarisierung entgegenzustellen. ■

Marc Calmbach / Peter Martin Thomas / Inga Borchard / Bodo Flaig, *Wie ticken Jugendliche? 2012. Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland.* Düsseldorf: Haus Altenberg 2012. ISBN: 978-3-7761-0278-9. 363 Seiten, 39,90 €

Zusammen hin zum Leben

Neue ÖRK-Erklärung zu Mission in Arbeit

Martin Hochholzer

Religion ist kein statisches Phänomen, sondern – auch globalem – Wandel unterworfen. Deshalb müssen auch Christen ihre Missionstheorie und -praxis regelmäßig auf den Prüfstand stellen. Das tut der Ökumenische Rat der Kirchen mit einem neuen Dokument.

Wie sehr derzeit Mission ein konfessionsübergreifendes Thema ist, zeigt sich gerade in der Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK): Wurde erst im letzten Jahr das Dokument „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt. Empfehlungen für einen Verhaltenskodex“ verabschiedet (vgl. *εὐangel* 4/2011, S. 48–50), so wird derzeit der Entwurf für eine neue Erklärung zu Mission und Evangelisation diskutiert, die bei der ÖRK-Vollversammlung 2013 vorgelegt werden soll. Der Entwurf ist seit einigen Monaten öffentlich einsehbar, bisher aber nur in englischer Sprache verfügbar: „Together towards life: mission and evangelism in changing landscapes“.

Die letzte verbindliche Erklärung des ÖRK zu der Thematik stammt aus dem Jahr 1982. Der neue Text spiegelt die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte wider, insbesondere den schwindenden Europazentrismus auch im Feld der Mission sowie die wirtschaftlichen und ökologischen Herausforderungen in einer globalisierten Welt, weiterhin Pentekostalismus und Charismatik (Nr. 93) sowie Migration (92).

Bemerkenswert ist in einer Zeit, in der mancherlei Stillstand und Blockaden in der Ökumene

diagnostiziert werden, die breite Basis christlicher Richtungen, die diesen Text tragen: neben den ÖRK-Mitgliedskirchen und der römisch-katholischen Kirche haben auch Vertreter aus Pfingstkirchen und evangelikalen Gruppen mitgewirkt. Ungeachtet der unterschiedlichen Missionstheologien (die an einigen Stellen thematisiert werden: z. B. Nr. 18 oder Anmerkung 11) entwickelt der Entwurf ein umfassendes Missionsverständnis. Wiederholt wird betont, dass Kirche ohne Mission nicht möglich ist (Nr. 102 f.). In den theologischen Aussagen wird die Rolle des Hl. Geistes hervorgehoben (15 ff.)

Wichtige Themen und Kernaussagen des Textes sind:

- Mission wird in erster Linie nicht vereinfachend als Mitgliedergewinnung (67), sondern als Transformation verstanden: als Dienst an einer Verwandlung der Welt hin zur Fülle des Lebens, zu einer Gemeinschaft der Liebe. Neben diesen weiten Missionsbegriff wird als engerer Begriff „evangelism“ gestellt, der „focuses on explicit and intentional articulation of the gospel“ (64). Ein authentisches Zeugnis gibt es nur in Wort und Tat (80): „More than simple mission strate-

gies, we need to develop mission spirituality“ (37).

- Weiterhin wird der Dialog zwischen den Anhängern verschiedener Überzeugungen und Religionen eingefordert. „Evangelism“ und Dialog gehören zusammen, sind aber nicht gleichzusetzen (77).
- Kirche muss sich – mit Rücksicht auf die jeweilige Kultur – von neuem in der Welt inkarnieren, besonders da, wo Menschen von Gott Freiheit und Würde ersehnen (95). Insgesamt erhält der Text einen stark sozialreformerischen Zug: Mission soll alle lebenszerstörenden Werte und Systeme überwinden (34); vom globalen freien Markt wird gar als einer Ideologie gesprochen (33). Gerechtigkeit und „inclusivity“ – das Gegenteil von Ausgrenzung – werden von Christen erwartet (58 ff.). Betont wird die Verbindung mit der gesamten Schöpfung (20 ff.): „Eco-justice cannot be separated from salvation“ (25). „Evangelism“ bekommt so auch einen prophetischen Zug (81).
- Weiterhin fordert das Dokument wiederholt zu Umkehr und Demut auf (24, 61, 72, 96): Frühere Weisen der Mis-

sion waren (und sicherlich sind es manche noch) stark vom europäischen Kolonialismus, von einer Geringschätzung fremder Kulturen, von Patriarchalismus, von einem Machbarkeitsdenken (86, 100) oder gar von Gewalt (67) geprägt.

- Dagegen geht der Text davon aus, dass zukünftig Mission v. a. von den „margins“, den „Rändern“, ausgehen wird: Die ehemaligen „Missions-

folgung (82) – oder gar nicht explizit benannt, so dass man an den Stellen über das Gemeinte nur spekulieren kann: Neuer Atheismus (83), Antikonversionsgesetze wie in Indien (67)?

Der Text spricht auch einige besonders strittige Themen an und führt damit die Gedanken der „Empfehlungen für einen Verhaltenskodex“ fort:

- Insbesondere mit Blick auf pfingstlerische und charis-

immerhin an und verurteilt unangemessene Missionsmethoden (99).

- Heilung (52 ff.) wird als ein mit Mission verbundenes, ganzheitliches Geschehen gesehen – nicht nur in den Praktiken (von Medizin bis Gebet), sondern auch in der Spannung zwischen endzeitlichem Heil und Gesundheit in der Gegenwart. Betont wird, dass Jesus Kranke nicht nur heilte, sondern sie auch wieder in die Gesellschaft, die sie ausgestoßen hatte, zurückführte. Wenngleich charismatische Gnadengaben zum kirchlichen Heilungsgeschehen dazugehören, so warnt der Text doch auch vor überheblichem Auftreten von Heilern und vor dem Wecken überzogener Erwartungen.

Insgesamt ein ermutigendes Dokument, das immer wieder auch zum kritischen Blick auf die eigene Praxis ermuntert: Mission – das wird deutlich – ist kein isoliertes Geschehen neben anderen innerhalb der Kirche, das man Spezialisten überlassen könnte, sondern meint vielmehr eine Grundhaltung, einen lebensspendenden Lebensstil für alle Christen.

Vielleicht werden in der Endfassung noch einige der zahlreichen Redundanzen gestrichen und damit der Text gestrafft. Es ist zu hoffen, dass das Dokument zu einem gemeinsamen missionarischen Zeugnis der Christen trotz aller Verschiedenheiten beiträgt (vgl. 107 ff.) – und das mit einem so umfassenden Verständnis des Auftrags von Kirche, wie es der Text entwickelt hat. ■



Die Bewahrung der Schöpfung – laut ÖRK ein unverzichtbares Element der christlichen Mission.
Bild: © Thorben Wengert / PIXELIO, www.pixelio.de.

länder“ haben einen Blick auf die Realität, der den Menschen im „Zentrum“ abgeht (43); Gott ist besonders bei den Menschen am Rand der Gesellschaft (47).

- Manche Herausforderungen für christliche Mission werden aber bestenfalls gestreift – wie das Thema Christenver-

matische Formen von Christentum und auf freie Missionswerke werden Spannungen durch innerchristliche Mission problematisiert (93 f.). Auch wenn die Äußerungen zu dieser Problematik vage bleiben, so spricht das Dokument die Thematik – anders als in den „Empfehlungen“ –

Rezeption

Beirat bei der Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen (Hrsg.), Glaube hinterfragt. Was Menschen wissen wollen. Hören und Antworten in der Weltanschauungsarbeit. Holzgerlingen: Edition Schönbuch 2012. ISBN: 978-3-86942-003-5. 79 Seiten, € 9,90.

Wie über den Glauben reden, wie Glaubenswissen anbieten heute? Und zwar auf eine Weise, die nicht aus theoretischen theologischen Diskursen heraus und von oben herab doziert, sondern die die konkreten Fragen der Menschen trifft? Ein grundlegendes Anliegen für eine missionarische Pastoral!

Solche konkreten Fragen bekommen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der kirchlichen Weltanschauungsarbeit gestellt. Es sind Fragen, die sich aus der eigenen religiös-spirituell-weltanschaulichen Auseinandersetzung der Fragesteller entwickeln. Die Ansichten hinter diesen Fragen stehen oft quer zu Bibel und kirchlicher Theologie und Lehre. Umso größer die Herausforderung, dazu Antworten aus christlicher, kirchlicher Sicht zu entwickeln und argumentativ zu entfalten.

Dieser Herausforderung stellt sich das schmale Bändchen, das aus der Tätigkeit der Weltanschauungsarbeit der Evangelischen Landeskirche in Württemberg erwachsen ist. Fast wie ein Katechismus (ohne aber einer sein zu wollen) beantwortet es 69 Fragen zu den drei Bereichen

„Gott als Grund des Glaubens“, „Der Mensch vor Gott“ und „Rettung und Heil“. Dabei haben die Fragen ihren Hintergrund insbesondere in esoterischem, evangelikalem und religionskritisch-atheistischem Denken.

Einige Beispiele für die Fragen: „Woher wissen wir überhaupt, dass es Gott gibt?“ – „Ist ‚Gott‘ die Energie, die in uns und allen Wesen wirkt und zu der hin wir uns selbst entwickeln?“ – „Ist es gleichgültig, ob man Christ, Muslim, Buddhist oder was auch immer ist?“ – „Enthält die Bibel falsche Aussagen oder ist sie in allen ihren Aussagen (auch Sachaussagen) irrtumsfrei?“ – „Wurde die Bibel von der Kirche verfälscht?“ – „Sind monotheistische Religionen besonders gewalttätig?“ – „Braucht man für den eigenen Glauben eine verfasste Kirche?“ – „Hat die evangelische Kirche den Glauben an Satan als Person aufgegeben und damit das Zeugnis der Bibel verlassen?“ – „Gibt es eine endgültige Rettung für alle Menschen, eine ‚Allversöhnung‘, oder sind viele Menschen endgültig verloren?“ – „Wie kann man sich ewiges Leben vorstellen?“ – „Kann man überhaupt an Wunder glauben, wenn sie sogar Naturgesetze durchbrechen?“

Also teilweise Fragen jenseits der üblichen theologischen Diskurse, die sich aber Menschen in einer pluralistischen Welt, in der viele Meinungen und Denksysteme miteinander konkurrieren, durchaus stellen. Teilweise Fragen speziell aus dem evangeli-

schen Kontext, die aber dennoch für katholische Leser nicht irrelevant oder gar uninteressant sein müssen. Vielfach aber existentielle Grundsatzfragen des Glaubens und Lebens.

Die Antworten sind aus einer dezidiert christlich-evangelischen Perspektive verfasst. Natürlich können sie keine ausführlichen theologischen Traktate sein, sondern nur in aller Kürze Antwortmöglichkeiten skizzieren. Dennoch hätte sich der Rezensent an einigen Stellen etwas mehr gewünscht.

Das Buch kann sicherlich nicht nur für evangelische, sondern auch für katholische Leser eine Anregung sein, offen für die Menschen zu sein, die sich an solchen Fragen abarbeiten, und bietet vielerlei Argumentationshilfen – sowie Gedanken für die eigene Glaubensreflexion. Zugleich werden hier Potentiale der kirchlichen Weltanschauungsarbeit für eine missionarische Pastoral sichtbar.

Offen bleibt aber, ob das Bändchen mit seiner schlichten Ausstattung auch Menschen erreicht, die sich mit kirchlichen Positionen schwertun, die aber gerade in diesem Buch Antworten speziell auf ihre Fragen finden könnten.

Martin Hochholzer

Kongress „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter“

Hubertus Schönemann

Die Frage nach der Erfahrung Gottes in einem säkularen Zeitalter wurde in der Pfingstwoche 2012 in den Mittelpunkt der Überlegungen eines Kongresses in Vallendar-Schönstatt gestellt. Dem Thema „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter“ näherten sich 180 Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf Einladung der Katholischen Hochschule NRW (Standort Aachen), der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz und dem Josef-Kentenich-Institut Schönstatt. Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz und selbst in den Päpstlichen Rat für die Neuevangelisierung berufen, erhoffte sich als Schirmherr der Veranstaltungen Perspektiven für die bevorstehende Ordentliche Bischofssynode über die Neuevangelisierung im Oktober in Rom.

Joachim Söder, KatHo Aachen, selbst Mitveranstalter der Tagung, deutete in einer philosophischen Annäherung Säkularität nicht als Begrenzung, sondern als Chance für eine lebendige Glaubenserfahrung, die eine die Wirklichkeit objektivierend beherr-

schen wollende Rationalität hinter sich lässt. Säkularisierung sei mehr als ein Verschwinden der Religion aus der Öffentlichkeit oder lediglich eine Subtraktionsgeschichte, sondern vielmehr eine positive Herausforderung, innerweltliche Sinnsuche als legitime und ernstzunehmende zu akzeptieren.

Ludger Honnefelder, Bonn/Berlin, fragte in seinem Beitrag nach den tieferen Gründen für die angebliche Erosion der Religion im Prozess der Modernisierung. Mit William James und Ludwig Wittgenstein plädierte er für „varieties of religious experience“. Nach Schleiermacher sei Religion nicht spekulatives Denken oder Moral, sondern „Sinn und Geschmack für das Unendliche“, das In-sich-Bleiben des Subjekts.

Der Pariser Soziologe Michael Hochschild lud zu einem „Flug durch die Wolken“ ein. Die derzeitigen Krisenphänomene in Politik oder Wirtschaft markierten den Beginn einer postmodernen Gesellschaft, die sich gerade neu erfinde. Man könne sich nicht mehr (wie in der Moderne) auf durchgriffssichere Organisationen verlassen. Das „Und-so-wei-

ter“ gehe so nicht mehr. Die Lage der Gesellschaft sei nicht eine evolutive Weiterentwicklung bestimmter Systeme, sondern per System die Ungleichzeitigkeit des Gleichen. Die Gesellschaft des Sowohl-als-auch halte stets mehrere Zustände von sich bereit. Religion verschwinde, wenn sie sich wie ihre Umwelt selbstreferentiell zeige und dies nicht durch Fremdreferenz ersetze. Wie der Papst forderte Hochschild daher ein „erneuertes Denken“.

In seinem Beitrag „Leben in Fülle“ lotete Matthias Sellmann, Bochum, anthropologische Perspektiven aus. Pastoral müsse biografie-intelligent sein und die biografischen Verdichtungen von Leben kennen, respektieren und einbeziehen. Im Austausch mit der Kultur verstehe die Kirche ihre eigene Botschaft immer besser. Sellmann plädierte für eine theologische Kulturethnologie, die sich „auf Augenhöhe“ mit der Kultur austausche.

Guido Bausenhardt fügte mit dem Vortrag „Der neue Mensch“ Perspektiven Josef Kentenichs, des Gründers der Schönstattbewegung, hinzu. Das „persönliche Ideal“ formuliere den Zentralwert als Integrationspunkt für die per-

sönliche Identität. Dies erlaube dem Menschen einen pluralismusfähigen Glauben.

Hubertus Schönemann, Leiter der Arbeitsstelle für missionarische Pastoral in Erfurt, näherte sich der Hermeneutik des Evangeliums. Nach dem „linguistic turn“ sei das Evangelium nicht mehr als unveränderbares Kompendium zu verstehen, sondern kontextualisiere sich, wenn es von einem Rezipienten aufgenommen werde. Inkulturation des Evangeliums sei somit die zentrale missionswissenschaftliche Kategorie. Es sei wichtig, Inkulturation nicht nur bezogen auf Ethnien, sondern auch auf verschiedene Lebensstile in der pluralen spätmodernen Gesellschaft zu sehen.

Maria Widl, Pastoraltheologin in Erfurt, unterschied Religiosität und Glaube. Nicht-glaubende Menschen gestalteten ihre Lebensgrundausrichtung religionsanalog. Widl warb dafür, gerade die Religionsanalogie wie Familie, Freundschaft, Selbstbestimmung, Arbeit usw. als Ansatzpunkte für das christliche Zeugnis von Gott zu nehmen. Der Mensch sei von Grund auf religiös, habe als Geschöpf Gottes immer einen wie auch immer gearteten Gottesbezug.

Hubertus Brantzen, Mainz, nahm die Hörer mit auf eine „Spurensuche nach dem Gott des Lebens“. Die Begegnung mit lebendiger Spiritualität, schicksalhafte Erfahrungen und die Sinnfrage, die bei Ereignissen mit Mehrwert aufscheine, seien Ansätze für die Ahnung von Transzendenz. Mit Ignatius von Loyola ermutigte er die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, Gott in allen Dingen zu suchen, weil Gott ein Gott des Lebens sei. Die Ge-

schichte des Menschen sei Heilsgeschichte mit Gott.

Hans-Joachim Sander, Systematiker in Salzburg, konstatierte, dass es die Kirchen offensichtlich nicht verstünden, die boomende Religiosität zu „kapitalisieren“. Die Suche nach Gott mache für die Kirchen den Marktplatz (vgl. Nietzsche, *Der tolle Mensch*) zum Heterotop, zum Anders-Ort. Heterotopien seien die Orte, an denen ein befremdender Diskurs zugemutet würde. Hier werde mit der Erfahrung konfrontiert, dass die üblichen Gottesangebote nicht mehr verfangen. Auch das Individuum, das nach Authentizität sucht, sei ein solcher locus theologicus alienus, ein fremder theologischer Ort, der befremdet, erstaunen lässt und herausfordert und seinerseits Offenbarungsqualität hat.

Lothar Penners, der Leiter der Schönstatt-Bewegung, stellte unter dem Titel „Die Kunst im Diesseits zu glauben“ eine psychologisch reflektierte Theologie dar, indem er beim Menschenbild Josef Kentenichs wie dem Bild des neuen Menschen in neuer Gemeinschaft Anleihen machte.

Erzbischof Zollitsch hielt am Abend einen öffentlichen Vortrag und stellte vor, was es bedeute, „Gott (zu) erfahren in einer säkularen Welt“. Dem persönlichen Erleben und Erfahren komme in der Gegenwart als Dimension der Vergewisserung eine ganz neue und zentrale Bedeutung zu. „Es reicht nicht, die Schönheit des Glaubens zu entfalten und den Katechismus als Wissen zu vermitteln. Wenn der Glaube nicht gleichzeitig gelebt und zur Erfahrung wird, ist unser Bemühen fruchtlos.“ Vom mittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart entliehe er die „In-Bildung“, also das Sich-Einbilden-Lassen, das Geprägt-

sein vom Evangelium. Er machte Mut zu den Grunderfahrungen des Menschlichen, die auf Gott verwiesen.

Den Abschluss machte Magnus Striet, Fundamentaltheologe aus Freiburg, mit dem Beitrag „Entsicherte Welt – Glauben heute“. Es gebe keine Krise der Moderne, so Striet. Wenn die Vergangenheit glorifiziert werde, müsse man fragen, welche Religion denn gemeint sei? Das Religiöse habe sich stark gewandelt: „Was Menschen religiös für attraktiv halten, entscheiden die Menschen selber.“ Heute würde gefragt, ob ich etwas authentisch erfahren kann. Was als Tradition in die Gegenwart überliefert sei, seien Verständigungsprozesse der Vergangenheit, das „Objektive“ sei als historisch geworden durchschaut. Daher müsse, was als Wahrheit ausgegeben werde, immer wieder neu bestimmt werden. Unsere Gegenwart – so Striet – sei gar nicht so säkular, wie immer behauptet werde. Jedenfalls solle die Kirche den Widerstand gegen das Autonomiestreben aufgeben. Freiheit als oberste ethische Maxime sei nicht Willkür oder Egoismus.

Gemeinsame Gespräche, Gottesdienste und Gebetszeiten und ein öffentliches Konzert rundeten die Tagung ab. Die Ergebnisse sollen in eine entsprechende Publikation einfließen. Die Tagung machte Mut, Säkularität als positiven Ausgangspunkt eines neuartigen Zeugnisses der Kirche vom Evangelium zu verstehen und zu gestalten. ■

Der genius loci theologicus von Erfurt damals und heute

Tagung „Theologie für eine Kirche im Umbruch“ in Erfurt

Hubertus Schönemann

Am 5. Juni 1952 – also vor 60 Jahren – eröffnete in Erfurt das Regionalpriesterseminar zur Ausbildung von Theologen in Erfurt. Der ursprünglich geplante zentrale Standort wurde von der DDR-Führung nicht genehmigt, dies mit der pikanten Begründung Walter Ulbrichts, Berlin-Ost gehöre nicht zum Gebiet der DDR. Mit diesem Datum und der 2004 erfolgten Eingliederung der Theologie als Fakultät in die 1994 wiedergegründete Universität knüpfte Erfurt an eine lange Tradition des Theologietreibens an, die spätestens 1392 die Gründung der mittelalterlichen Universität Erfurt in den Blick nehmen muss und eigentlich zurückreicht bis zur 742 durch Bonifatius errichteten Domschule des damals frisch gegründeten Missionsbistums Erfurt. Die katholisch-theologische Fakultät feierte die 60 Jahre denn auch angemessen und stellte mit einer wissenschaftlichen Tagung Verbindungen zur gegenwärtigen Lage von Gesellschaft, Kirche und Theologie her, die insbesondere vom Erfurter Blick her paradigmatischen Charakter bereithält.

Der Dogmatiker der Fakultät, Josef Freitag, kennzeichnete in seinem Beitrag Umbruch nicht als absolutes Geschehen, sondern als grundlegendes Faktum, in dem sich Theologie und Kirche, aber auch die Gesellschaft grundsätzlich befinden. Die Situation der „doppelten Diaspora“, nämlich als Minderheit von Katholiken gegenüber den Protestanten, aber auch die Minderheit der Christen insgesamt in einer überwiegenden Mehrheit konfessionsloser Menschen im Ostteil Deutschlands, qualifiziert das theologische Denken in Erfurt, das die Thematik „Minderheit, Migration, Mission“ als Schwerpunkt und hermeneutischen Schlüssel seiner selbst begreift. Im Rückgriff auf die jüngste Publikation des Bonner Dogmatikers Karl-Heinz Menke¹ rückte Freitag die Sakramentalität in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Vermittlung Gottes geschieht demnach in der Schöpfung. Sakramentalität meint: Gott vermittelt sich durch das, was er gerade

nicht ist. Gott ist immer konkret da, im anderen seiner selbst vermittelt. Die Inkarnation des Logos wird also nicht einfach von der Kirche fortgesetzt, es muss vielmehr eine Neubuchstabierung der je konkreten und einmaligen Repräsentation Gottes in der Schöpfung, auch im nicht-kirchlichen Raum geschehen. Dies beinhaltet eine echte Verwandlung; die Menschen sind nicht bloß Empfangende. Mit Blick auf den kirchlichen Dienst der Verkündigung ergänzte Freitag, das Handeln Christi selbst und die Wirklichkeit des Evangeliums seien nicht nur dazu da, um das, was „wir gemeinhin als Kirche verstehen, zur Geltung zu bringen“, sondern die Verleiblichung des Christus in der Welt auf neue Weise wahrzunehmen und neu lesen zu lernen.

Sein Kollege Benedikt Krane-mann akzentuierte als Liturgiewissenschaftler die Bedeutung der Liturgie für eine Kirche im Umbruch. Die Liturgiekonstitution Sacrosanctum concilium sei als erstes Dokument des II. Vatikanischen Konzils eine „theologische Ouvertüre“, die eine auch und gerade heute noch anregende

¹ Karl-Heinz Menke, Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus. Regensburg 2012.

Theologie der Liturgie im religiösen Pluralismus anbietet. Angesichts einer kleiner werdenden Kirche, struktureller Probleme, zugleich aber einer größeren Vielfalt an Glaubensbiografien, vitaler religiöser Praxis auch jenseits der Kirche und fließender werdender Grenzen der Mitgliedschaft dürfe sich die Kirche in Deutschland nicht selbst verschließen, sondern müsse gesellschaftlich offen sein und bleiben.

Nach Kranemann ist es für die Kirche entscheidend, das Wesentliche des Glaubens (Gottes- und Menschenbild) wiederzugeben, auf unterschiedliche Transzendenzerfahrungen hin sprechen zu können sowie Entschiedenheit mit Offenheit zu kombinieren. Da das Konzil in SC 9 gerade die Zuwendung zu den Außenstehenden erwartet, ist – so Kranemann – in der Kirche der Gegenwart eine kirchliche Feierkultur gefragt, in der der Glaube und seine Relevanz auch für Außenstehende ausdrucksstark erkennbar werden. Kranemann verweist auf die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* 22, die davon spricht, dass Christus sich „durch seine Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen geeint hat“. Im Menschen sei dadurch das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15) wiederhergestellt worden. Das gilt „auch für alle Menschen guten Willens, in deren Herz die Gnade auf unsichtbare Weise wirkt“ (GS 22).

Kranemann stellte fest, dass die Kirche so ihre Rolle in einer sich bewegenden Gesellschaft verändere. Es gehe darum, neue Weisen der Teilnahme einzuüben, die nicht nur „verkündigen, sondern auch hören“, sowie das, was Kirche trägt und was sie mit anderen Menschen teilen möchte,

nicht in einem „engen, verkirchlichten“ Sinn zu verstehen.

In seinem Festvortrag im Rahmen einer feierlichen Vesper im Erfurter Dom warb Walter Kardinal Kasper unter dem Titel „Wohin führt der Weg der Kirche?“ dafür, der Freude am Glauben wieder mehr Raum zu geben.

In einem Beitrag in der Zeitschrift der Theologischen Fakultät äußert sich der Erfurter Bischof Joachim Wanke zum „theologischen Beitrag Erfurts für den Weg der katholischen Kirche im Osten Deutschlands“². Er geht davon aus, dass der Standort Erfurt und der historische und geistesgeschichtliche Weg der Kirche in den neuen Ländern erkenntnisorientierend und stilbildend sind. Dies versteht Wanke in dem Sinn, dass sich durch „demütiges Selbstbewusstsein“ ein „Missionsbistum neuen Typs“ entwickelt. Kirche- und Christsein sei im ostdeutschen Raum angesichts der und mit den „Anderen“ zu sehen, womit Wanke zunächst in ökumenischer Weise vom anderen Mitchristen schreibt. Der Bischof meint dies jedoch in einem umfassenderen Sinn, insofern die Öffnung für den Fremden und Anderen zum hermeneutischen Horizont für das Selbstverständnis der Kirche und der Christen wird. „Kirche kann und darf niemals für sich selbst da sein wollen“. „Die vielen Nicht-Gläubigen, haben sie vielleicht etwas zu sagen? Etwas, was uns das Evangelium, die Heilsabsichten Gottes, der ja auf die wunderbarlichste Weise zu seinem Volk sprechen kann, besser und

tiefer erkennen lässt.“³ Nach Wanke ergibt sich aus dem Hören auf die Erfahrungen des ganz Anderen ein „Dialog, der das je Eigene erst im Licht einer Anrede, eines Du, eines ‚Anderen‘ erkennbar werden lässt“⁴. Wanke nennt die Arbeitsstelle für missionarische Pastoral, die von der Deutschen Bischofskonferenz im Jahre 2010 bewusst in Erfurt gegründet wurde, um im Geiste dieses Dialoges und des Lernens vom Anderen her in der spezifischen kirchlichen Situation in Ostdeutschland das Paradigma der „missionarischen Kirche“ für ganz Deutschland entwickeln und reflektieren zu helfen. Es geht für den langjährigen Vorsitzenden der Pastoralcommission der Deutschen Bischofskonferenz um nicht weniger als um eine „kontextuelle Theologie“, die im Lande der „religiös Unmusikalischen“ exemplarisch entwickelt und vorangetrieben wird. Nicht umsonst besuchen immer wieder Gruppen von Seelsorgerinnen und Seelsorgern und Verantwortliche für Pastoral aus westdeutschen Bistümern die neuen Bundesländer und insbesondere Erfurt, um sich in ihrer eigenen Gestaltung und Praxis der Pastoral inspirieren zu lassen. Man kann nur hoffen und wünschen, dass die theologischen und pastoralen Impulse aus Erfurt im Blick auf die derzeitigen kirchlichen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse aufgenommen werden können, um Kirche im Dialog und in kritischer Zeitgenossenschaft mit den Menschen dieser Zeit und des jeweiligen geografischen Raums zu entwickeln und zu gestalten. ■

² Joachim Wanke, Der theologische Beitrag Erfurts für den Weg der katholischen Kirche im Osten Deutschlands. In: Theologie der Gegenwart 55 (2012) 141–155.

³ Ebd. 151.

⁴ Ebd.

„Einen neuen Aufbruch wagen“

Die KAMP beim Katholikentag in Mannheim präsent

Martin Hochholzer / Hubertus Schönemann

Ein Neuaufbruch, ein Versuch war es für die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral: ihr Stand auf dem Ka-

stelle auf der Kirchenmeile vertreten. Etliche ergriffen die Möglichkeit, sich über die Thematik der Arbeitsstelle zu informieren

gemeinsamen Podiums von Bonifatiuswerk und KAMP vor vollem Saal. Georg Austen, der Generalsekretär des Bonifatiuswerkes, und Dr. Hubertus Schönemann, Leiter der Arbeitsstelle, führten gemeinsam in die Thematik ein. Missionarisch Kirche sein heiße, angesichts veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen eine veränderte Gestalt von Kirche zu entwickeln. Mutig und bescheiden Zeugnis vom eigenen Glauben geben sei das eine, den hörenden und verstehenden Dialog mit den Menschen unserer Zeit suchen das andere. Im Mittelpunkt standen fünf Statements: Weihbischof Reinhard Hauke aus Erfurt stellte die Lebenswendefeier für ungetaufte Jugendliche im Erfurter Dom als ein christliches Ritualangebot zur Deutung von Lebenserfahrung vor. Der Kölner Pfarrer Franz Meurer skizzierte eine sozialraumorientierte Pastoral in seinem Stadtteil Köln-Höhenberg/Vingst, die sich daran orientiert, benachteiligte Jugendliche zu Verantwortung und Teilhabe zu führen. Annette Reus vom Projekt „Kirche für Beginner“ im Bistum Hildesheim erzählte von neuen Versuchen, in Hannover Gemeinde für Suchende zu gründen. Sr. Margareta Kühn SSMP gewährte



In Aufbruchsstimmung: Jugendliche auf dem Katholikentag.

tholikentag. Während des großen Glaubenstreffens vom 16. bis 20. Mai 2012 in Mannheim war sie mit Informationen und Anregungen zum Thema „missionarische Pastoral“, v. a. aber mit Gesprächspartnern aus der Arbeits-

oder bereits bestehende Kontakte durch einen Besuch zu vertiefen.

„Anstöße zum Aufbruch – fünf Gesichter, fünf Projekte. Missionarisch Kirche sein in säkularer Gesellschaft“, so das Motto des

Einblicke in ihre pastorale Sozialarbeit mit Jugendlichen im sozialen Brennpunkt Marzahn-Hellersdorf in Berlin, und Johannes Schäfers berichtete von seinen Erfahrungen und Eindrücken auf der mehrmonatigen Fahrt mit dem Glaubensmobil des Bonifatiuswerks durch die vielfältige „Glaubensrepublik Deutschland“. Ein besonderes Highlight für viele jüngere Katholikentagsbesucher: Für die musikalische Umrahmung sorgte Paddy Kelly.

Auch die katholische Weltanschauungsarbeit, die vom Referat 3 der KAMP begleitet und koordiniert wird, konnte sich mit einem Podium über regen Zuspruch freuen: „Engagiertes Christentum in religionsloser Gesellschaft?“ Bei der Veranstaltung – in Kooperation mit dem Leiterkreis der Katholischen Akademien – ging es insbesondere um die Auseinandersetzung mit laizistischen Kräften, die die öffentliche Rolle von Religion und Kirche in unserer Gesellschaft beschneiden wollen. Dazu stellte sich Michael Bauer (Vorstand der Sozialistisch-Demokratischen LaizistInnen, Nürnberg, und Vorstand des Landesverbandes Bayern des Humanistischen Verbandes Deutschlands) dem Gespräch mit dem Erfurter Philosophen Eberhard Tiefensee und mit Prälat Karl Jüsten vom Katholischen Büro in Berlin.

Tiefensee skizzierte die Lage im Osten Deutschlands: Nicht die Christen und die Atheisten, die überzeugt sind, dass Gott nicht existiert, stellen dort die größte Gruppe, sondern die Agnostiker und die, die die Frage nach Gott überhaupt nicht mehr verstehen, die sich an der Gottesfrage gar nicht mehr abarbeiten. Freilich gibt es mittlerweile auch jüngere Menschen, denen Religion und Kirche



„Gottlos glücklich“: Die zunehmende Infragestellung von Kirche und Religion in unserer Gesellschaft war auch auf dem Katholikentag spürbar – etwa durch Aktionen der Giordano-Bruno-Stiftung.

so exotisch geworden sind, dass sie das wieder neugierig macht.

Dagegen präsentierte Bauer eine laizistische Position, die sich sehr wohl mit den Kirchen auseinandersetzt – das aber in einer kritischen Weise: Unter der Leitfrage „Wie kann das staatliche System allen ungeachtet ihrer Weltanschauung gerecht werden?“ sprach er sich für ein Ende der Privilegierung der Kirche aus. Zwar äußerte er Skepsis gegenüber dem französischen System einer radikalen Laizität, doch stellte er die bisherigen Verflechtungen zwischen Staat und Kirche – Körperschaftsstatus, Staatsleistungen etc. – in Frage; als Vorschlag brachte er Religionskunde für alle Schülerinnen und Schüler statt des bisherigen

versetzungsrelevanten konfessionellen Religionsunterrichts ein.

Gegen den Vorwurf der Privilegierung wandte sich Prälat Jüsten und verwies darauf, dass auch der Humanistische Verband Deutschlands (HVD), dem Bauer angehört, in einigen Bundesländern den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts hat und in Berlin – seiner Hochburg – umfangreiche Staatsleistungen erhalte. Jüsten plädierte, von einzelnen Reformen abgesehen, für die Beibehaltung des bisherigen Staat-Kirche-Verhältnisses, denn seiner Ansicht nach ist der größte Nutznießer der Kirchensteuer nicht die Kirche, sondern der Mensch – durch die sozialen und kulturellen Leistungen, die die Kirche für die Gesellschaft erbringt. ■

Neue Germanen

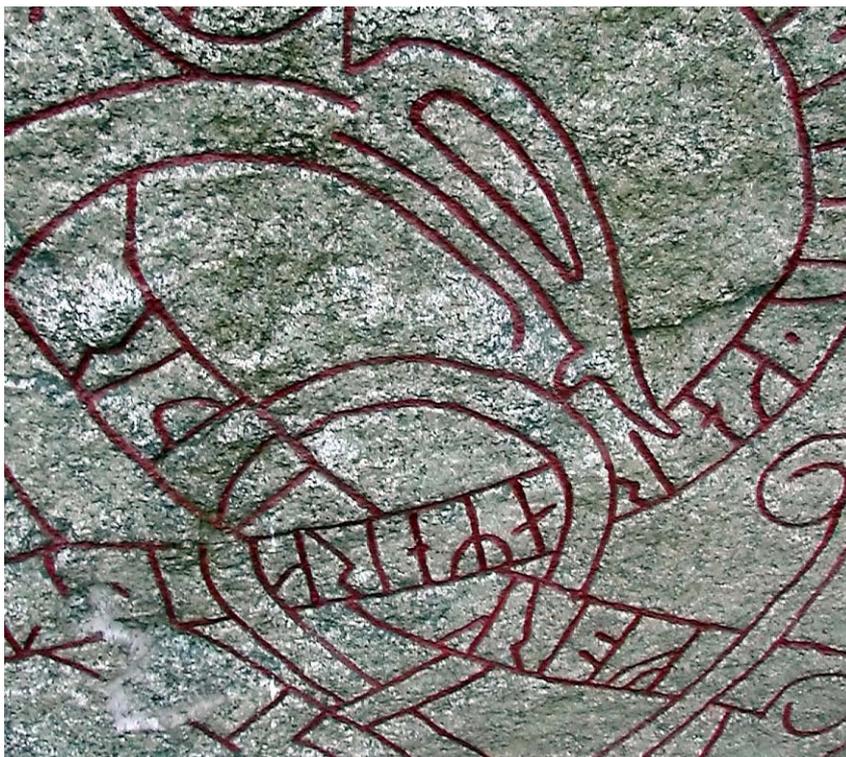
Österreichisch-deutsche Tagung der Weltanschauungsbeauftragten

Martin Hochholzer

Neopaganismus – Neuheidentum – stand auf dem Programm der Frühjahrstagung der katholischen Weltanschauungsbeauftragten: also das Bemühen von (bisher nur kleinen) Gruppen, die religiöse Lebenswelt vorchristlicher, heidnischer Völker (Germanen, Kelten etc.) aufzugreifen und wiederzubeleben.

Das Besondere an dieser Tagung vom 16. bis 18. April 2012: Sie verband die österreichische und die deutsche Frühjahrstagung zu einem gemeinsamen Treffen. Das direkt an der Grenze gelegene Salzburg bot den geeigneten Ort zum gegenseitigen Kennenlernen und Austausch über länderübergreifende Projekte und Entwicklungen.

Gerade im Bereich des Neuheidentums hat sich die Szene in den letzten Jahrzehnten gründlich geändert: Die aus der völkischen Tradition stammenden Gruppen existieren zwar weiterhin; das Spektrum hat sich aber deutlich erweitert hin zu Vereinigungen, die sich von rassistischem und rechtem Denken abgrenzen und eine neue, esoterisch geprägte, naturverbundene Gemeinschaftserfahrung und Spiritualität anstreben. Einen Überblick über das neuheidnische Spektrum und dessen aktuelle Tendenzen gab der Soziologe Dr. René Gründer: Er beobachtet z. B., dass in der Szene derzeit die dort verbreitete Christen-kritik gegenüber islamophoben Tendenzen zurücktritt.



Runen – teilweise auch im Kontext von Runenmagie – spielen für das Neugermanentum eine wichtige Rolle.

Bild: © Anna-Lena Ramm / PIXELIO, www.pixelio.de.

Grundlegend nicht nur für Außenstehende, sondern auch für die Anhänger selber ist die Frage nach den Quellen neuheidnischer Religiosität und Ethik. Mit der Christianisierung kam es zu einem Traditionsabbruch, und die neuheidnischen Lehren, Praktiken und Rituale tragen deutlich den Charakter der Rekonstruktion auf der Basis dürftiger Quellen: Eine Thematik unter vielen in dem Gespräch, das die Tagungsteilnehmer mit Till Grohmann vom Verein für Germanisches Heidentum führten.

Einen Kontrastpunkt zum restlichen Tagungsprogramm setzte der Besuch des Keltenmuseums im nahen Hallein: Der harte Lebensalltag der Kelten, die dort einst Salz abbauten, passt nicht recht zur romantischen Vergangenheitsverklärung in der neuheidnischen Szene. Freilich führte im Anschluss der Weg die Teilnehmer in die durchaus romantisch zu nennende Altstadt von Salzburg, wo neben einer Domführung eine Begegnung mit Erzbischof Dr. Alois Kothgasser auf dem Programm stand.

Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten

Andrea Imbsweiler

Wie kann man Facebook für die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit und Seelsorge nutzen? Der Vortrag von Jens Wiese, Chefredakteur des Blogs allfacebook.de und freiberuflicher Social-Media-Berater, war ein Teil der diesjährigen Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten der deutschen Bistümer, die am 23. und 24. Mai in Fulda stattfand.

Für Gesprächsbedarf sorgte auch die derzeitige Situation und Entwicklung des Bereichs Internetseelsorge in den Bistümern. Dr. Hubertus Schönemann stellte dem Kreis dazu „10 Thesen zu Internetseelsorge“ vor, die anlässlich des Studentags der Seelsorgeamtsleiter zum Thema im Dezember 2010 formuliert worden waren; weiterhin wurde ein Entwurf zu einem Profil für Internetseelsorge-Beauftragte diskutiert, das den Seelsorgeamtsleiterinnen und Seelsorgeamtsleitern an die Hand gegeben werden soll.

Einen weiteren Schwerpunkt bildete die Information über aktuelle Projekte. Andrea Imbsweiler berichtete vom gegenwärtigen Stand der Neuerstellung bzw. der Überarbeitung der Websites internetseelsorge.de und katholisch-werden.de, die die KAMP betreut.

Das Gemeinschaftsprojekt „Neu aufbrechen“ der (Erz-)Bistümer Freiburg, Köln und Essen präsentierte Dr. Norbert Kebekus (Erzbistum Freiburg): Impulse zur Fasten- und Osterzeit per E-Mail, Website und Facebook – innovativ dabei die wöchentlichen Videos neben „klassischen“ Bild-Text-Impulsen und die Begleitung durch moderierte Austauschgruppen auf Facebook.

Weiter vorgestellt wurden u. a. die Auswertung des Projekts „Die zehn großen Wörter des Christentums“ des Erzbistums Köln (zgwdc.de) und eine Projektidee

„Kirchen am Weg“ von Rainer Gelhot (Bistum Osnabrück): Über einheitliche, wiedererkennbare Schilder mit einem QR-Code, der per Smartphone eingescannt werden kann, sollen Informationen über Kirchenbauten von einer zentralen mobiltauglichen Website abrufbar sein.

Als Thematik für die nächste Konferenz wurde die Beziehung der Internetseelsorge zur kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit und eine eventuelle gemeinsame Veranstaltung mit den Internetredakteuren der Bistümer ins Auge gefasst.

Weiterbildung Webmailberatung

Eine Weiterbildung Webmailberatung bietet die Arbeitsgemeinschaft Christliche Onlineberatung für 2013/2014 an.

Der Kurs richtet sich an hauptberufliche Seelsorgerinnen und Seelsorger in den deutschen Diözesen und Landeskirchen und umfasst neben Ausbildungswochenenden jeweils eine Mentorats- und eine Praxisphase.

Ein Infotag findet am 3.10.2012 in Würzburg statt.

Nähere Informationen erhalten Sie unter <http://www.christliche-onlineberatung.de/ausbildung> und in der Geschäftsstelle der ACO unter info@christliche-onlineberatung.de.

Bloggertreffen zum Thema „Neuevangelisierung“

Andrea Imbsweiler

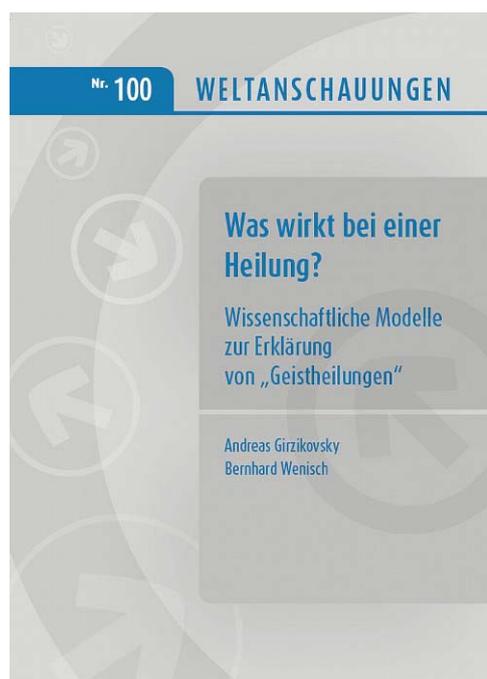
Es ist nicht immer ganz einfach zwischen den katholischen Bloggern der sogenannten „Bloggoezese“ einerseits und den kirchlichen Institutionen in Deutschland andererseits – umso spannender war daher das erste „offizielle“ Treffen katholischer Blogger, zu dem Dr. Norbert Kebekus vom Referat Medienpastoral des Seelsorgeamts Freiburg in Kooperation mit der KAMP vom 8. bis 10. Juni 2012 nach Freiburg ins Karl Rahner Haus eingeladen hatte.

Die ausführliche Vorstellungsrunde der knapp 30 Bloggerinnen und Blogger zeigte, wie unterschiedliche Lebens- und Glaubenserfahrungen die Einzelnen zum Bloggen motivieren.

Zum Schwerpunktthema Neuevangelisierung kamen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach einem Impulsreferat von Dr. Hubertus Schönemann in Kleingruppen in Austausch. Das geplante Gespräch mit Erzbischof Robert Zollitsch, der Mitglied im Päpstlichen Rat für Neuevangelisie-

rung ist, kam wegen Terminschwierigkeiten leider nicht zustande.

Die Frage, ob und wie die Blogger durch ihr Glaubenszeugnis im Internet selbst missionarisch und evangelisierend wirken können, führte zu einem konkreten gemeinsamen Projekt: Im von Papst Benedikt XVI. initiierten „Jahr des Glaubens“ ab Herbst 2012 soll es ein Gemeinschaftsblog der Bloggoezese zum apostolischen Glaubensbekenntnis geben.



„WELTANSCHAUUNGEN – Texte zur religiösen Vielfalt“: Unter diesem Titel erscheint von nun an die bewährte Reihe der „Werkmappen“ zur Weltanschauungsarbeit, herausgegeben von den Weltanschauungsreferaten der österreichischen Bistümer (in Zusammenarbeit mit dem Referat für Sekten- und Weltanschauungsfragen der KAMP).

Frisch erschienen sind zwei Hefte. Unter dem Titel „Engel. Göttliche Boten in Theologie und Esoterik“ nehmen Bernhard Wenisch und Matthias Pöhlmann Bezug auf den derzeitigen Engelboom – in der Esoterik; dagegen tut man sich in der Theologie eher schwer mit den Boten Gottes – eine Herausforderung gerade auch für das christliche geistliche Leben.

Ebenfalls ein heißes Eisen nimmt das zweite Heft in den Blick: „Was wirkt bei einer Heilung? Wissenschaftliche Modelle zur Erklärung von ‚Geistheilungen‘“. Auf einem unübersichtlichen Markt tummeln sich unzählige Angebote, die eine über die verpönte „Schulmedizin“ hinausgehende „ganzheitliche“ Heilung versprechen; auf der anderen Seite ist auch für akademische Mediziner die Psychosomatik von zentraler Bedeutung. Andreas Girzikovsky und Bernhard Wenisch schlagen einige Erkenntnisschneisen in den Dschungel der widersprüchlichen Meinungen.

Die Hefte sind zu beziehen unter:

<http://www.weltanschauungsfragen.at/publikationen>

Was will und was kann ‚milieusensible Pastoral‘?

Im 50. Jahr nach den ersten Sitzungen des Zweiten Vatikanischen Konzils suchen wir nach Wegen, wie man nach dem konziliaren Aufbruch einer „Kirche in der Welt von heute“ entsprechen kann. Klar und erfrischend ist, dass man Kirche nicht mehr am kulturellen Kontext der Gegenwart vorbei organisieren will. Eine Kirche auf der Höhe des Konzils ist auf der Augenhöhe der „Leute“.

Dieses Ziel ist aber nur erreichbar, wenn man sich den Beiträgen der Human- und Sozialwissenschaften öffnet. Besondere Wertschätzung genießt seit 2006 die soziologische Lebensweltforschung. Viele pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben die „Kartoffelgrafik“ der Sinus-Milieus genau studiert und profitieren von diesem Wissen. Sensibilität und Neugier sind gewachsen: auf

unbekannte Lebenswelten, auf kulturelle Stile, auf „Leute, die anders sind“. Kirchliche Praxisfelder wurden neu inspiriert: Jugendpastoral, Aus- und Fortbildung, Katechese, Pastoralplanung und viele mehr.

Ein Kongress vom 26. bis 28. November 2012 in Bochum – veranstaltet vom Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Ruhr-Universität Bochum und von der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral – lädt Sie ein zu einer Standortbestimmung über die Konzeption einer milieusensiblen Pastoral. Wo stehen wir theologisch? Welche neuen soziologischen Erkenntnisse gibt es? Wo hilft der Ansatz, eine missionarische Pastoral zu entwickeln? Wie kommen wir vom „Sehen“ zum „Handeln“?

Nähere Informationen finden Sie auf der Internetseite der KAMP.

Glaubenskommunikation mit Konfessionslosen

Sie machen mittlerweile – und dies nicht nur im Osten Deutschlands – einen beträchtlichen Anteil unserer Gesellschaft aus: Konfessionslose. Doch obwohl sie auch in den westlichen Bundesländern inzwischen rund ein Sechstel der Bevölkerung darstellen, sind sie vielen, die in der kirchlichen Arbeit tätig sind, ziemlich fremd. Die Tagung „Glaubenskommunikation mit Konfessionslosen. Kirche im Gespräch mit Religionsdistanzierten und Indifferenten“ möchte dies ändern.

Als Referenten konnten die Veranstalter – die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) und die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) – u. a. den Soziologen Prof. Gert Pickel und den Philosophen Prof. Eberhard Tiefensee gewinnen; weiterhin gibt es ein Kamingsgespräch mit Dr. Markus Dröge, dem Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, und dem Erfurter Bischof Dr. Joachim Wanke. In Kleingruppen stehen den Teilnehmern aber auch Gesprächspartner aus verschiedenen Lebensbereichen zur Verfügung, wo Lebenswerte, Riten und Anliegen Konfessionsloser deutlich werden.

Das ausführliche Programm findet sich auf der Internetseite der KAMP.



Die nächsten Ausgaben von εὐangel:



Ausgabe 3/2012
Schwerpunkt:
„Weltkirchliches Lernen“
erscheint im
September 2012



Ausgabe 4/2012
Schwerpunkt:
„Stadtmission“
erscheint im
Dezember 2012



Ausgabe 1/2013
Schwerpunkt:
„Internet-seelsorge“
erscheint im
März 2013

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter: www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral
3. Jahrgang, Heft 2
Erscheinungsmonat: Juni 2012
URN: urn:nbn:de:0283-euangel2/2012_0
ISSN: 2191-3781
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos

Redaktion:

Dr. Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Dr. Hubertus Schönemann,
Dr. Martin Hochholzer
Kontakt: 03 61 / 54 14 91-0
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral
Holzheienstr. 14
99084 Erfurt
www.kamp-erfurt.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bilder und Copyright:

soweit nicht anders angegeben:
© 2012 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Bilder: Erbkugel: © Rita Thielert; Internet: Gerd Altmann, beide PIXELIO, www.pixelio.de. Bild Kirchenplakat: Hochholzer.